

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XI. Jahrg.

Düsseldorf, Oktober 1931

Heft 10

Terzinen von der Weltenfahrt.

Von Max Bruns.

Dies sei bedacht —: daß wir seit dunklen Jahren
— verschollnes Schiffervolk im Meer der Zeit —
an Bord der glutgebornen Erde fahren.

Ein Größrer hat die Segel aufgegeit; —
Wir ahnen seine Macht, wenn unversehen
die Wut der Wetterböen Wasser speit.

Doch wenn wir spät an Deck spazierengehen,
scheint uns die Fahrt vertraulicher als Traum
und wie ein ungeschaffenes Geschehen.

Wir rühmen uns der Reise durch den Raum,
als könnten Fahrt und Rast wir selber rüsten, —
und kennen doch die Leuchtkometen kaum

und kennen nicht die stillen Sternenküsten —
und wollen uns mit Kompaß und Aspekt
und mit dem Maß der Breitengrade brüsten.

Im glatten Schiffsrumpf liegt die Glut versteckt, —
doch ob wir ihre dunklen Kräfte ahnen:
Kein Horcher hat den Heizer noch entdeckt.

Benennen wir die nachtgebotnen Bahnen,
sind wir dem Narren gleich, der Worte streut,
und Kindern, die auf Strudeltiefen kahnen.

Der großen Glocke ladendes Geläut
weist jeden auf den angepaßten Posten —
und keiner kennt den Bootsmann, der gebeut. —

Doch ahnen wir, daß einst die Räder rosten:
Das Steuer ruht, dem Borde beigebräut:
Der Fährmann fordert rauh die Reisekosten.

Er aber, selbst sein letzter leiser Gast,
durchfährt die unerforschten müden Meere,
vom finstren Geist der Einsamkeit erfaßt.

Durch Wunder unerhörter Sternenheere
fährt er, in Traumversunkenheit versenkt,
und gleitend schwimmt das Weltenschiff ins Leere.

Des Mondes überwachte Ampel hängt
im leichten Korb; das Takel liegt gefaltet;
die Hand vergißt, daß sie die Gaffel lenkt.

Die letzten Sterne lagern ungestaltet.
Den starren Fährmann, geist- und gottgereift,
berührt nicht, daß der Gluten Kern erkaltet

und ihn das Sterben seiner Werke streift . . .



Wir Kämpfen.

Das Ringen großer Menschen in ihren Briefen.*

Von Paul Schiller.

Keine Epoche war kämpferischer als die Gegenwart. Ungeheure Kraftanspannung ist Gebot, um in dem Chaos, das den Weltkampf der Waffen ablöste, neue Ordnung zu errichten, neue Leistungen zu vollbringen. Die Generation, das Einzelschicksal von heute, sie kennen nur ein Sein, in dem „Kampf und Leben in der Tiefe eins sind und mit dem Kämpfentollen auch das Sein erlischt“. Unsere Welt ist ein einziges geistiges Schlachtfeld.

So erklärt es sich, daß die romantische Sehnsucht eines Jahrhunderts, das auf Sachlichkeit pocht, nach kämpferischen geistigen Führern ruft, die aus dem Wirrwarr aller Werte den Aufstieg wissen.

Darum schien es Zeitforderung zu sein, das Ringen großer aktiver Naturen aufzuzeigen, das lebensheiß und unheimlich tagesgütig aus ihren Briefen spricht, das Vorbild des unvergänglichen Kampfes nahe-zurücken, der aus allen uns vertrauten Nöten heraus zum Fortschritt der Menschheit führte, weil im Toben der Stürme die Ideale nie verraten wurden.

Otto von Bismarck.

Geb. 1815, gest. 1898, erster Kanzler des Deutschen Reiches.

Der Vierundfünfzigjährige an den Kriegsminister
H. von Roon.

Berehrter Freund, Barzin, 29. August 1869.

Wehrmann wird Ihnen schon Mitteilung gemacht haben, von der Postbombe, die bei mir einschlug, am Tage, nachdem ich mein bewegliches Schreiben an Sie abgelassen, ohne zu ahnen, wie schnell ich in eine der Ihrigen analoge Lage gerathen würde. Ein Concept zu einem amtlichen in Berlin zu mundierenden Schreiben an Sie wird Ihnen Wehrmann zeigen. Ich habe es eben dictiert, bin todtmatt und gallenkrank und nehme daher Bezug auf das Elaborat, unfähig, es hier zu wiederholen. Ich weiß nicht, ob Mühler (Cabinet) einen anderen Postcandidaten in petto hat oder ob er nur jene frivole Motivierung der allerhöchsten Entscheidung fabriciert hat, um irgendwelcher weiblichen Einbläserei ... den Mantel umzuhängen. Aber ich kann weder mit der Postcamarilla noch mit Harems-Intriguen bestehen, und niemand kann verlangen, daß ich Gesundheit, Leben und selbst den Ruf der Ehrlichkeit oder des gesunden Urteils opfere, um einer Laune zu dienen. Ich habe seit 36 Stunden nicht geschlafen, die ganze Nacht Galle gespien, und mein Kopf ist wie ein Glühofen trotz Umschläge. Es ist aber auch, um den Verstand zu verlieren. Verzeihen Sie meine Aufregung, nachdem Ihr Name unter der Sache steht, aber ich kann ja nicht annehmen, daß Sie bei der Form der Unterschrift sich die Sache angeeignet oder auch nur geprüft haben. Ich selbst überlasse dergleichen dem makellosen Philippsborn, aber nicht dem Cabinets-Mühler oder ... Da mag der Kukuk noch rallierter Hanoveraner sein, wenn die Leute en bloc für minorenn erklärt werden, oder Bundes- resp. Post-Kanzler, wenn man mit solchen Abfertigungen zur Ruhe verwiesen wird. Wenn der Karren, auf dem wir fahren, zerschlagen werden soll, so will ich mich wenigstens vom Verdachte der Mitschuld frei halten. Es ist Sonntag, sonst fürchte ich, daß ich mich an Leib und Seele schädigen würde, um meinem Ingrimmt Luft zu machen.

Wir sind vielleicht beide zu zornig, um die Galeere weiter rudern zu können, man muß Herz und Gewissen aus bergisch-märkischem Actien-Pergament haben, um das zu ertragen. Gute Nacht, wollte Gott, ich könnte schlafen.

Ihr v. B.

* Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Rainer Wunderlich, Tübingen der soeben erschienenen, von Paul Schiller herausgegebenen Sammlung „Wir Kämpfen“ entnommen. 240 Seiten in Ganzleinen 7,50 RM.

Ernst Haeckel.

Geb. 1834, gest. 1919, Naturforscher und Philosoph. Der Natur galt die ausschließliche Liebe des jungen Haeckel. 1857 macht er sein Doktorexamen, läßt sich vorübergehend als Arzt in Berlin nieder, von 1863 bis 1909 wirkt er als Professor der Zoologie in Jena. Das biogenetische Grundgesetz ist seine Hauptlehre. Er ist anerkannt als Vorkämpfer des Darwinismus, den er in Deutschland zum Siege führte und theoretisch hervorragend weiterentwickelte.

Der Vierundzwanzigjährige an seine Braut
Anna Sethe.

Berlin, 30. 9. 1858.

... Daß ich mir durch meine Verlobung meine wissenschaftliche Tätigkeit geschwächt, daß ich meiner Lebensbestimmung dadurch untreu geworden, daß ich mir selbst die jugendlichen Flügel beschnitten, das freie, ungebundene Streben gehemmt, daß ich mir dadurch den höchsten Wunsch meines Lebens, die Tropenreise, selbst unmöglich gemacht, mir selbst untreu geworden — das alles sind Beschuldigungen, auf die ich wohl gerüstet war und die ich ziemlich leicht abgeschüttelt habe, weil ich mir sie selbst so oft gemacht, bevor und nachdem ich den entscheidenden Schritt getan, und weil ich sie mir selbst widerlegt und überwunden habe. Aber ein anderer Vorwurf wurde laut und dieser hat mich diese ganze Zeit hindurch furchtbar gequält, ja, wirklich fast zur Verzweiflung getrieben; und er kam aus dem Munde eines Freundes, den ich seines treuen Gemütes wegen ebenso liebe, als seines sittlichen Wertes wegen achte. Es war das erste Wort, was er sagte: „Ein unbegreiflicher Leichtsin! Hast Du denn bei diesem wichtigsten Schritte, den man nur einmal im Leben tut, wohl bedacht, was Du tust? Daß Du zu der schweren Verantwortung Deines einen Menschenlebens Dir noch ein zweites aufladest? Daß Du die Verpflichtung hast, dieses in jeder Weise glücklich zu machen und mehr dafür einzustehen, als für Dein eigenes? Und hast Du wohl überlegt, was Du bei Deinen wissenschaftlichen Bestrebungen für eine Aussicht hast, Dir eine Existenz zu gründen? Daß Du vielleicht zehn Jahre habilitiert sein kannst, ehe es bei der jetzigen Überfüllung unseres überaus anziehenden Lehrfaches irgend einer kleinen Universität einfällt, Dich zu einer kleinen Professur zu berufen, die dann nicht einmal ausreichend ist, um Deine Braut heimzuführen? Und hast Du wohl bedacht, daß Deine Braut über diesem vergeblichen Hoffen und Harren in die blaue Ferne die besten Jahre ihres Lebens verlieren kann, und daß sie dann vielleicht mit einer Existenz vorlieb nehmen muß, die ihren Ansprüchen nicht im mindesten genügt? Nein, liebster Freund, da begreif ich Dich doch nicht; daß Du so allen ruhigen Verstand von der wilden Leidenschaft hast fortreißen lassen, hätte ich nicht erwartet!“



Gegen den Strom.
Holzschnitt von Sella Hassé.

Ach Anna, das waren Worte, die mir bitter und scharf durch die Seele schnitten; denen ich nichts erwidern konnte; deren Last mich zu Boden drückte und erstickte. Leichtsin — Leichtsin! könnte es mir Tag und Nacht in den Ohren wider! Unbegreiflicher Leichtsin! In dieser Art hatte ich die schwere Verantwortung unseres Verhältnisses doch noch nicht betrachtet. Gewiß war es eine einseitig übertriebene Ansicht; und doch lag so eine schwere Wahrheit darin, die mir das Blut nach dem Kopfe trieb, daß ich nicht antworten konnte. Aber nur zu sehr hatten die schwarzen Gedanken den düsteren Vorwurf aufgefaßt, und neu verarbeiteten sie ihn und spannen ihn aus, weiter und weiter, Tag und Nacht.

Der Dreiunddreißigjährige an die Eltern.

Jena, 17. 2. 1866.

Liebste Eltern!

Mein dreiunddreißigstes Lebensjahr ist nun begonnen und der schwere gestrige Tag vorüber, welcher mir vor zweiunddreißig Jahren das Leben gab und mir vor zwei Jahren den besten und liebsten Teil meines Lebens raubte. In diesen letzten zwei Jahren, welche so voll des schwersten Leides und des tiefsten Schmerzes waren, habe ich mich sehr verändert, und da ja in der Regel das Unglück den Menschen weit mehr bildet und bessert, als das Glück, so bin ich auch in diesen zwei Jahren, unter dem beständigen Druck des schwersten Unglücks, in ungewöhnlichem Maße gebildet und gebessert worden. Aus dem unreifen, verwöhnten und weichen Jüngling ist in dieser ungewöhnlich harten Zeit ein reifer, selbständiger und fester Mann geworden, und ich habe in hohem Maße gelernt, was ich früher nie kannte: mich beherrschen.

Während ich früher immer geneigt war, das Leben mit allzu idealen Augen anzusehen, und während meine Phantasie meistens das Übergewicht über meinen Verstand hatte, hat sich nun das richtige Gleichgewicht hergestellt und in richtiger Wertschätzung der realen Lebensverhältnisse verfolge ich nun mit festem Auge das hohe Lebensziel, welches mir in meiner geliebten Wissenschaft so klar vor Augen gestellt ist, und zu dessen Erreichung eine eigentümliche Vereinigung bestimmter Fähigkeiten und Talente mich besonders tauglich macht. Da ich in den letzten beiden Jahren sehr viel Objektivität gewonnen habe, die mir früher so sehr fehlte, so kann ich jetzt diese meine individuellen Lebensbeziehungen weit richtiger schätzen als dies früher der Fall war, und da ich durch fortgesetzte Übung einen festen und furchtlosen Willen gewonnen habe, mein Lebensziel in der Wissenschaft rücksichtslos zu verfolgen, so hoffe ich, daß mir dies gelingen wird.

Wenn ich zurückdenke, in wie tiefbewegter und fassungsloser Stimmung ich den 16. Februar noch vor einem Jahr verlebte, so kann ich mit den Fortschritten, welche ich inzwischen in meiner inneren Beruhigung und Befestigung gemacht habe, wirklich sehr zufrieden sein, und die Notwendigkeit der Entsagung, welche ich damals nicht tragen zu können glaubte, ist mir jetzt durch fortgesetzte Willensübung zur anderen Natur geworden. Ich habe den gestrigen Tag so ruhig und fest verlebt, wie ich es noch vor einem Jahre nicht für möglich gehalten hätte. Freilich habe ich auch in diesem letzten Jahre durch die angestrengteste und rastloseste Arbeit mehr geschafft, als ein anderer in fünf Jahren. Da nun eigentlich allein das Gewicht der Gedankenmenge, die man innerhalb eines bestimmten Zeitraumes

durchlebt und im Geiste schafft, als das wahre Zeitmaß gelten kann, so darf ich wohl sagen, daß ich in diesem einen Jahre mehr als fünf gewöhnliche Jahre verlebt habe. Und so will es mir auch scheinen, wenn ich an alle die Entbehrungen denke, die ich darin erlitten habe. Nicht zwei, sondern zwanzig Jahre scheinen es mir zu sein, daß ich meine liebste Anna verloren habe ...

*

Friedrich Krupp.

Geb. 1787, gest. 1826, Gründer der Kruppschen Gußstahlfabrik. Im Kolonialwarengeschäft seines Großvaters beginnt er seine Laufbahn, richtet sich dann ein kleines Hammerwerk ein, gründet 1811 eine „Gußstahlfabrik zur Verfertigung des englischen Gußstahls und aller daraus resultierenden Resultate“, die zur Urzelle des Kruppschen Riesenunternehmens wird.

An Bürgermeister Kapstadt.

Gußstahlfabrik, den 15. 4. 1825.

Auf Ihr geehrtes Schreiben vom 4ten, 7ten und 15ten dieses, erwidere ich ganz ergebenst, daß ich die verlangte Nachrichten und Notizen über den Zustand meiner Gußstahlfabrik pp. nicht geben werde, ohnerachtet Sie dieselbe so dringend von mir fordern, denn die hochlöbl. Regierung hat sich bisher um das Aufkommen meiner Fabrick nicht bekümmert, daher es mir überflüssig scheint, über den Betrieb meiner Fabrick Nachweise zu geben.

An Münzmeister H. Roeßler, Darmstadt.

Gußstahlfabrik, den 15. 9. 1825.

... Im vorigen Jahre brach meine Krankheit so furchtbar aus, daß ich Tag und Nacht Wache bei mir haben mußte; Dieser Krankheits-Zustand bestand in Nervenziehen und Krämpfe im Unterleibe; ich bin aber Gottlob durch meine eigene Hülfe jetzt wieder so weit gekommen, daß ich bei guter Witterung wieder etwas wirken kann, und habe die Hoffnung wieder ganz gesund zu werden.

Ubrigens habe ich, sobald mein Krankheits-Zustand es wieder erlaubte nachdenken zu können; auf einen wichtigen Gegenstand, nachgedacht, der Ihnen gewiß interessieren wird. Es betrifft nämlich eine Aufgabe von dem Verein, den Gewerbefleiß in Preußen betreffend (wovon ich auch Mitglied bin) vom Jahr 1823 die Erfindung, von Gußeisen Walzen zu produciren, die den besten Stählern gleich kommen. Weil ich von Jugend auf, mich leidenschaftlich dem metallurgischen Fach gewidmet habe, so habe ich diese Aufgabe praktisch glücklich ausgeführt, und zwar so, daß diese Walzen den besten Stählern in jeder Hinsicht weit vorzuziehen sind. Der vorbenannte Verein hat auf diese Erfindung eine der größten Prämien festgesetzt, und da es mir noch nicht bekannt ist, daß ein Anderer diese Erfindung gemacht hat, so wird nach Übersendung der Probe an den Verein, die Prämie bald für mich erfolgen, welche besteht in 1000 Thaler berl. Cour. und einer goldenen Denkmünze von 54 Dukaten an Werth ...

*

Wladimir Iljitsch Lenin.

Geb. 1870, gest. 1924. Der Gründer des russischen Sowjetstaates entstammt dem russischen Landadel, sein richtiger Name ist Ulsjanow.

Die zaristischen Behörden verhafteten schon den siebzehnjährigen Studenten, streichen ihn aus der Liste der Studierenden, halten ihn bis 1890 unter Polizeiaufsicht. Seit 1894 ist er, bis dahin Rechtsanwalt in Samara, Leiter der sozialdemokratischen Organisation in Petersburg; 1895 wird er verhaftet, 1897 für drei Jahre nach Sibirien verschickt, wo er an seinem Werke „Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland“ arbeitete. Der November 1917

bringt ihm die Erfüllung seines Lebenswerkes: der russische Sowjetstaat ist begründet, er leitet ihn als Vorsitzender des Rates der Volkskommissare. In dieser Zeit schreibt er sein grundlegendes Buch „Staat und Revolution“. Seine Theorien sind als „Leninismus“ zum wissenschaftlichen Begriff geworden.

Anfang Nov. 1913.

Leurer Alexej Maximowitsch!

Die Nachricht, daß Sie auf neue Art von „einem Bolschewisten“, wenn auch von einem gewesenen, behandelt werden, hat mich wirklich und wahrhaftig beunruhigt. Gott behüte uns vor Genossen als Ärzten überhaupt, vor bolschewistischen Ärzten im besonderen! Wirklich, in 99 Fällen von 100 sind Genossen als Ärzte „Esel“, wie mir einmal ein guter Arzt gesagt hat. Ich versichere Ihnen, daß man sich (außer in geringfügigen Fällen), nur von erstklassigen Berühmtheiten behandeln lassen sollte. Die Erfindungen eines Bolschewisten an sich auszuprobieren — das ist furchterlich!! Es bleibt nur die Kontrolle der neapolitanischen Professoren ... wenn diese Professoren wirklich tüchtig sind ... Wissen Sie was? Wenn Sie im Winter reisen werden, machen Sie auf jeden Fall einen Abstecher zu den erstklassigen Ärzten in der Schweiz und in Wien — es wäre unverzeihlich, wenn Sie das nicht tun würden. Wie geht es jetzt mit der Gesundheit?

Ihr N. Lenin.

*

Gustav Mahler.

Geb. 1860, gest. 1911 in Wien, Komponist, wurde als Sohn eines Kaufmanns in Mähren geboren. 1875 besucht er das Wiener Konservatorium, 1878 bis 1879 die Universitäts, wo er Bruckner hörte, mit dem er innig verkehrt. Sein Debüt: in Hall (Oberösterreich) als Theaterkapellmeister mit 30 Gulden monatlich. Von 1897 bis 1907 zuerst als Dirigent, dann als Direktor an der Wiener Oper, die er im Kampf mit einer Kamarilla von Hof und Presse, die den unförmlichen übernerbösen Juden, das eigenwillige Genie, immer wieder vergeblich zu vertreiben versucht, zur ersten Opernbühne der Welt erhöht. Neben und zwischen seiner direktorialen Aufbautätigkeit komponiert er seine Werke, deren völlige Anerkennung und großen Triumph er aber nicht mehr erleben sollte.

An die geehrten Mitglieder der Hofoper!

Die Stunde ist gekommen, die unserer gemeinsamen Tätigkeit eine Grenze setzt. Ich scheide von der Werkstatt, die mir lieb geworden, und sage Ihnen hiemit Lebewohl.

Statt eines Ganzen, Abgeschlossenen, wie ich geträumt, hinterlasse ich Stückwerk, Unvollendetes: wie es dem Menschen bestimmt ist.

Es ist nicht meine Sache, ein Urteil darüber abzugeben, was mein Wirken denjenigen geworden ist, denen es gewidmet war. Doch darf ich in solchem Augenblick von mir sagen: Ich habe es redlich gemeint, mein Ziel hochgesteckt. Nicht immer konnten meine Bemühungen von Erfolg gekrönt sein. „Dem Widerstand der Materie“ — „der Lücke des Objekts“ ist niemand so überantwortet wie der ausübende Künstler. Aber immer habe ich mein Ganzes darangesetzt, meine Person der Sache, meine Neigungen der Pflicht untergeordnet. Ich habe mich nicht geschont und durfte daher auch von den anderen die Anspannung aller Kräfte fordern.

Im Gedränge des Kampfes, in der Hitze des Augenblicks blieben Ihnen und mir nicht Wunden, nicht Irrungen erspart. Aber war ein Werk gelungen, eine Aufgabe gelöst, so vergaßen wir alle Not und Mühe, fühlten uns reich belohnt — auch ohne äußere Zeichen des Erfolges. Wir alle sind weiter gekommen und mit uns das Institut, dem unsere Bestrebungen galten.

.....
Wien, am 7. Dezember 1907.

Gustav Mahler.

X/4

Heinrich Heine.

Geb. 1797 in Düsseldorf, gest. 1856 in Paris.

Der Sechshunddreißigjährige an Barnhagen von Ense.

Paris, den 28. März 1833.

Ich kann Ihnen noch immer nicht schreiben. Sowie ich die Feder ergreife, um Ihnen ein Wort zu sagen, ist mir der Kopf wie betäubt und die Brust in der schmerzlichsten Bewegung. Und ich bin sonst so ruhig und die Selbstbeherrschung selbst.

Aber es fallen auch in diesem Augenblick Dinge vor in meinem Leben, die auch einen Stein erschüttern könnten. Diesen Morgen erhalte ich die Todesnachricht meines Oheims v. Geldern in Düsseldorf, der zu einer Zeit starb, wo ich dieses Unglück tiefer als je empfinden mußte. Ach, lieber Barnhagen, ich fühle jetzt die Bedeutung jener römischen Worte: Leben ist Kriegsführen. So stehe ich nun auf der Bresche und sehe, wie die Freunde rings um mich her fallen. Unsere Freundin hat immer wacker gestritten, und hat wohl einen Lorbeer verdient. Ich kann in diesem Augenblick vor Weinen nicht schreiben — ach! wir armen Menschen, mit Tränen in den Augen müssen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld, diese Erde!

Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald: Rue des Petits — Augustins, No. 4, Hotel d’Espagne. — Ich leide noch immer an meiner paralytischen Hand. Koreff ist mein Arzt. War sehr krank. Dennoch bleib ich tätig. Ich gebe das Schwert nicht aus den Händen, bis ich hinsinke. So lange bleib’ ich auch

Ihr Freund H. Heine.

*

Sir Henry Morton Stanley.

Geb. 1841 in Denbigh (Wales), gest. 1904 in London, Afrikareisender, Zeitungsberichterstatler. Sein wirklicher Name war John Rowland, seine Mutter war eine Magd, sein Vater ein Bauer, der trank und im Wirtshaus erschlagen wurde. Acht Jahre lebte der Junge im Armenhaus, war mit fünfzehn Jahren Schafhirt, ging mit siebzehn Jahren als Schiffsjunge nach Amerika, wo er in dem Kaufmann Henry Morton Stanley einen Vater fand. 1871 sandte ihn J. G. Bennett, der Gründer des „New York Herald“, nach Afrika, um Livingstone, der seit März 1866 verschollen war, aufzufinden. Nach Überwindung unsäglichlicher Mühen und Gefahren fand ihn Stanley am 10. November 1871 in Udschidschi. 1887 leitete Stanley die zum Entfuge Emin Paschas (Eduard Schnizer) ausgerüstete Expedition; er erreichte ihn am Albertsee. 1893 kandidierte Stanley, seiner Frau Dorothy zuliebe, für den Wahlkreis North-Lambeth.

An Dorothy Stanley.

(Januar 1893.)

... Die politische Arbeit verlangt Lügen und Hinterlist, um den Gegner in den Augen der eigenen Wähler moralisch herabzusetzen. Man treibt Mißbrauch mit Worten wie bei einem englischen Dorfklatsch, und ich kann nicht den Mut aufbringen, meinen Gegner mit Reden zu attackieren, oder zu riskieren, von ihm und seinen Myrmidonen mit Schmutz beworfen zu werden, womit sie so bereitwillig bei der Hand sind. Daß so viele Parlamentsmitglieder es lächelnd tun können, beweist nur einen Unterschied an Übung und Charakter.

Ich respektiere sie deshalb nicht weniger, weil sie Gemeinheiten gegenüber gleichgültig sind, — fühle sogar eher Bewunderung für sie, daß sie etwas fertig bringen, was mir nie gelingen würde. Wenn ich einmal im Parlament wäre, würde ich vielleicht nicht mehr so empfindlich sein und mich dem nächsten Kampfe wahrscheinlich besser gewachsen zeigen. Aber ich bin nun einmal nicht im Parlament, und, durch einen Pfuhl von Gemeinheit und Niedertracht hinzuwaten,

X/5

zieht mich wenig an ... Ich gebe mich nicht dazu her, den Wählern etwas zu versprechen, was ich für die Nation für schädlich halte. Ich erhebe Einspruch gegen die feige Haltung der Politiker gegenüber ihren Wählern. Wenn ich mich wählen lasse: dann zum Führer und nicht zum Sklaven. Ich werde nur ins Parlament gehen, um für den guten Zweck zu arbeiten und nicht aus persönlichen Motiven ...

*

Napoleon I. Bonaparte.

Kaiser der Franzosen, geb. am 15. August 1769 in Ajaccio (Korsika) als Sohn von Carlo Bonaparte und Letitia Ramolino. Zu den Briesen: 1779 bis 1784: auf der Militärschule zu Brienne. 1789 bis 1791: Ajaccio. Arbonne. Premierleutnant in Valence. Ajaccio. 1802: das Konsulat auf Lebenszeit verlängert (2. August). 1808: Spanischer Feldzug (1808 bis 1813). 1815: Die Hundert Tage. Abreise aus Elba (26. Februar). 20. März in Paris. Aukterklärung Napoleons (13. März). Waterloo (18. Juni). Abdankung Napoleons (22. Juni). Einzug der Verbündeten in Paris. An Bord des Bellerophon (15. Juli). Abfahrt nach St. Helena (4. August).

Der Elfjährige an den Vater.

Brienne, 5. April 1781.

Wenn Sie oder meine Beschützer mir nicht die Mittel zu einem anständigeren Lebensunterhalt geben, so berufen Sie mich lieber nach Hause zurück, und zwar sofort. Ich bin es satt, meine Armut an den Pranger zu stellen und das Gelächter frecher Schüler zu erregen, die nur ihr Vermögen vor mir voraus haben, denn es ist nicht einer darunter, der geistig nicht tief unter mir stände. Nun, mein Herr, soll Ihr Sohn ständig die Zielscheibe einiger Laugenichtse sein, die stolz auf ihr leichtes Leben, über meine Entbehrungen lachen und mich kränken? Nein, mein Vater, nein! Wenn die Lage die Verbesserung meines Schicksals ausschließt, so nehmen Sie mich fort aus Brienne und lassen Sie mich, wenn es nötig ist, ein Handwerk lernen. Aus diesem Anerbieten können Sie auf meine Verzweiflung schließen. Glauben Sie mir, ich schreibe diesen Brief nicht, um mich kostspieligen Vergnügungen hinzugeben; daran liegt mir ganz und gar nichts. Ich will nur zeigen können, daß ich sie mir ebenso gut wie meine Kameraden leisten kann, wenn ich will.

Ihr ehrerbietiger und Sie liebender Sohn

Bonaparte.

Der Neunzehnjährige an die Mutter.

Arbonne, Juli 1789.

Ich habe hier keine andere Rettung als Arbeit. Ich kleide mich nur alle acht Tage ordentlich an. Ich schlafe seit meiner Krankheit nur noch sehr wenig. Es ist unglaublich. Ich gehe um 10 Uhr schlafen und stehe um 4 Uhr morgens auf. Ich esse nur einmal im Tage: das tut mir sehr gut.

Der Zweihunddreißigjährige an Hieronymus Bonaparte.

Paris, 6. August 1802.

... Stirb jung, ich will damit zufrieden sein, aber nicht, daß Ihr ohne Ruhm, ohne Nutzen für das Vaterland, ohne eine Spur Eures Daseins zu lassen, lebt, das heißt nicht gelebt haben.

Der Neununddreißigjährige an Jerome Napoleon, König von Westfalen.

Bayonne, 16. Juli 1808.

Sie schulden der Schuldentilgungskasse 2 Millionen. Sie haben Ihre Wechsel protestieren lassen, was kein Ehremanntut. Ich leide nicht, daß man mir sein Wort nicht

437

hält! Verkaufen Sie Ihre Diamanten, Ihr Tafelgeschirr! ...
Verkaufen Sie Ihre Möbel, Ihre Pferde, Ihre Schmuck-
sachen und bezahlen Sie Ihre Schulden! ...

Der Fünfundvierzigjährige an den Prinzregenten.
Eure Königliche Hoheit!

Als Beute der Parteien, welche mein unglückliches Land
zerstückeln, und als Feind der Großmächte Europas stehe
ich am Ende meiner politischen Laufbahn. So komme ich
wie Themistokles und suche Schutz am Herd des englischen
Volkes. Ich stelle mich unter den Schutz seines Fürsten und
seiner Befehle. Das ist das, was ich von Eurer Königlichen
Hoheit als dem Mächtigsten, Gerechtesten und Edelmütigsten
meiner Feinde erbitte.

Rochefort, den 13. Juli 1815.

Napoleon.

*

Karl Freiherr vom Stein.

Geb. 1757, gest. 1831, preussischer Staatsmann. Stein
war eine Kämpfernatur größten Formats, ein ebenbürtiger
Gegenspieler Napoleons, zum Herrschen geboren, genial,
immer in Angriffsstellung gegen schwankende Gesinnung,
unbeugsam gegen König und Regierung, wenn er sein
Recht vertrat, von sittlichem Ernst, von fanatischer Liebe
zu Volk und Vaterland erfüllt.

St. Petersburg, den 1. Dezember 1812.

... Es tut mir leid, daß Eure Excellenz in mir den

Preußen vermuten und in sich den Hannoveraner ent-
decken. — Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutsch-
land, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem
besonderen Teil desselben angehörte, so bin ich auch nur
ihm und nicht einem Teil desselben von ganzem Herzen
ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke
großer Entwicklung vollkommen gleichgültig; es sind bloß
Werkzeuge. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und
stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und
Nationalität wiederzuerlangen und beides in seiner Lage
zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten; das ist das
Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem
Wege alter, zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten
werden; dies hieße das System einer militärischen, künstlichen
Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und den mit
Mauern und Türmen befestigten Städten gründen wollen ...

Mein Glaubensbekenntnis finden Eure Excellenz in der
Anlage. Es ist Einheit, ist sie nicht möglich, ein Auskunfts-
mittel, ein Übergang. — Setzen Sie an die Stelle Preußens,
was Sie wollen, lösen Sie es auf, verstärken Sie Österreich
... reduzieren Sie Bayern, Württemberg und Baden als
die von Rußland Begünstigten auf das Verhältnis vor 1802
und machen Österreich zum Herrn von Deutschland. — Ich
wünsche es; es ist gut, wenn es ausführbar ist ... Soll
sich der blutige Kampf, den Deutschland 20 Jahre unglücklich
bestanden und zu dem es jetzt wieder aufgefordert wird, mit
einem Possenspiel endigen, so mag ich wenigstens nicht teil
daran nehmen, sondern kehre in das Privatleben freudig und
eilig zurück ...

Wer hat recht behalten?

„Leider sind die Mittel, die unserem verarmten Volke heute zur Linderung der sozialen Schäden zur Verfügung
stehen, nicht unerschöpflich; sie müssen aufgebracht werden von dem gesunden und arbeitenden Teil des Volkskörpers,
aber sie dürfen das Erzeugnis der deutschen Arbeit nicht so stark belasten, daß seine Wettbewerbsfähigkeit und damit
sein Absatz gefährdet werden. Dieser Grenze sind wir in Deutschland bedenklich nahe, wenn wir sie nicht schon
überschritten haben.“

Ernst Poensgen anläßlich der Eröffnung der Gesolei am 8. Mai 1926.

„Man hört jetzt so oft in Wirtschaftskreisen bewegliche Klagen über zu hohe soziale Lasten, die zumeist in der
Forderung nach Abbau unserer Sozialpolitik ausklingen. Diese Forderung geht fehl. Zugegeben ist, daß die Lasten
jetzt sehr drückend sind und um so drückender werden, je schlechter es der Wirtschaft geht, die sie zu tragen hat. Aber
in keiner Zeit sind auch die Anforderungen an die soziale Fürsorge stärker und berechtigter als in der Zeit wirtschaft-
licher Depression. Es wäre kurzsichtig, in solcher Zeit dem Aufbau der sozialen Fürsorge das Wort zu reden; denn
auf die Dauer kann im Rahmen der Weltwirtschaft nur das Volk lebensmutig und konkurrenzfähig bleiben, das in
allen seinen Gliedern die Gedanken neuzeitlicher Gesundheitspflege und Fürsorgearbeit, die, wie ich glaube, einen Teil
der so viel erörterten und überaus wichtigen Rationalisierung der Wirtschaft darstellen, begrüßt und freudig bejaht.

Die aus dieser Bejahung entstehenden notwendigen Kosten müssen auch und vielleicht gerade von einem verarmten
Volk nicht nur aus kulturellen und ideellen, sondern auch aus wirtschaftlichen und nüchtern berechnenden Gründen auf-
gewandt und getragen werden ...“

Ministerpräsident Braun anläßlich der Eröffnung der Gesolei am 8. Mai 1926.

„Vermehrte Soziallasten und steigender Lohn sind scheinbar tragbar in Zeiten einer anhaltenden Inflation. Diese Zeiten
sind vorbei; an uns ist es, zu verhindern, daß sie jemals wiederkommen. In Zeiten einer festen Währung bedeutet ein
wesentlich über das wirtschaftlich Mögliche hinaus gesteigerter Lohn Verminderung der Konkurrenzfähigkeit, Verminde-
rung der Wettbewerbsfähigkeit auf dem Auslandsmarkt, Verminderung des Absatzes im Inland, Verminderung auch der
Konkurrenzfähigkeit der weiterverarbeitenden Industrie und damit letzten Endes Vermehrung der Arbeitslosigkeit. So muß
ich den dringenden Appell an die Arbeiterschaft, an alle verantwortlichen Stellen, ja an die gesamte öffentliche Meinung
richten, im Interesse des wirtschaftlichen Wohlergehens des deutschen Volkes und im besonderen gerade der deutschen
Arbeiterschaft alle sozialen und sozialpolitischen Forderungen zu unterlassen, deren Durchführung uns wieder auf den
Tiefstand zurückführen würde, auf dem die deutsche Wirtschaft vor einigen Jahren stand ...“

Generaldirektor Dr. Vögler auf der Hauptversammlung der Vereinigten
Stahlwerke am 30. März 1927.



Pferde an der Tränke.

Holzschnitt von Hans Jäger.

Ein Deutscher ohne Deutschland.

Achtzehn Ausschnitte aus einem Friedrich List-Roman.*

Von Walter von Molo.

Von einem Leben wird hier erzählt, das uns alle angeht. Von einer Jugend, die nicht gutgeheißen werden konnte, aus der sich aber Großes erhob.

Ganz aus Kleinem beginnt das Gewaltige. Sein Leben richtig führen, heißt: sich dessen bewußt werden, was von Geburt an in einem steckt und wachsen will.

Wie aus der Stille und Enge sich ein Mensch zu Weiten entwickelte, wie ein kleiner Weißgerberlehrling zum Schlusse seines harten Lebens in Kontinenten zu denken vermochte — aber es sind ihm nur wenige darinnen nachgefolgt —, davon wird hier berichtet.

Das Buch spricht von vergangener Zeit, aber da der Mann, der hier lebendig gemacht wird, alles gedacht hat, was uns nötig ist, klärt es Gegenwärtiges in den Tagen, in denen wir leben.

Ganz aus Kleinem beginnt das Gewaltige.

Das zeigte sich auf der ersten Dienstreise, die der „Substitut“ List mit dem Herrn Amts- und Stadtschreiber Lämmle, als dessen Gehilfe, unternahm.

* Wir entnehmen nachstehende Ausschnitte dem soeben erschienenen Roman von Walter von Molo: „Ein Deutscher ohne Deutschland.“ Das große Denkmal eines großen Deutschen“ und danken dem Verlag Paul Höltnay, Wien, der uns den Auszug gestattete, ganz besonders für sein Entgegenkommen. Wir sind der Ansicht, daß die Ausschnitte das Buch besser empfehlen, als es der besten Kritik möglich ist. Der Roman ist 550 Seiten stark und kostet in Ganzleinen mit Golddruck 7,80 RM.

Sie wurden im großen Bauernhof demütig bewillkommt. Ein Festmahl war aufgetragen, mit Geflügel und Backobst und altem Wein. Nach dessen Einverleibung begann der Rundgang, die Bestandaufnahme für die Steuerveranlagung.

Lämmle, der wie immer nach französischen Riechwässern stand, diktierte. Wenn Uneinigkeit entstand, wurde List außer Hörweite geschickt. Erst waren soviel Hafer, soviel Korn, soviel Kartoffeln und Holz dagewesen, und als er wieder näher treten durfte und endgültig aufzuschreiben hatte, waren die Zahlen nur halb so groß. Die Schafherden, die er überall auf den Hängen und Wiesen weiden sah, wurden überhaupt nicht notiert. Die Schweine fehlten jetzt auch auf der Liste; sechs Pferde und sechzehn Kühe hatte er gezählt, ihm wurde diktiert: „Es sind zwei Pferde und sechs Kühe vorhanden.“

Lämmle erhob sich, wie er sagte, zum Rundgang durch die Stuben. Erschrocken folgte der Bauer. Aber er nickte List schnell und heimlich zustimmend zu.

Betroffen saß der neben der Bäuerin; nebenan wurde Metallgeld aufgezählt.

So sehr sich List mühte, seinen neuen Beruf zu durchschauen, es gelang nicht. Es gab vierzehntausend Verfügungen, von denen bald die, bald jene angewendet wurde. Ob mit Recht oder mit Unrecht oder aus Unwissenheit — das war nicht zu beurteilen.

Wenn eine Partei sich weigerte, zu zahlen, und das ge-

schriebene Recht zu sehen verlangte, schlug Herr Lämmle auf den Tisch und schrie: „Grechheit! Das ist so! Seid froh, daß ihr mich habt. Ich bin eingesezt, euch zu führen! Zahlt sofort, sonst nehm' ich Euch in Ordnungsstrafe!“

„Ich kann nicht zahlen, Herr Substitut. Ich hab' doch jetzt wieder für den Herrn Amtschreiber drei Monate ohne Lohn im Wald gearbeitet.“

„Dafür hat Er Gutschreibezetteln erhalten! Gib Er sie her. Ihr Wert ist grade so groß wie der Wert der Zeit, die Er mir bisher gestohlen hat. Und hier das Protokoll! Wegen Seiner Unbotmäßigkeit sind zwei Gulden mehr zu bezahlen . . .“

Lift saß oft mit hervorgelassenen Augen an seinem Schreibtisch. Er begriff seine Lebensaufgabe. In einer Nacht, beim Gesang des Nachtwächters und beim Schein der Unschlitzkerze, begann er seine erste schriftstellerische Arbeit:

„Der gegenwärtige Zustand ist ein Irrenhaus“, schrieb er. Klar, einfach und jedem verständlich muß das Gesetz sein. Der Staatsbürger darf nicht rechtlos der Willkür der Schreiber ausgeliefert sein.

Die Gewitterwolken kamen diesen Sommer gar nicht mehr vom Himmel weg. Bald früh, bald mittags, abends oder mitten in der Nacht krachte es. Und wenn dann der blanke Himmel wieder da war, überzog er sich sofort von neuem, und es bligte und donnerte abermals und schüttete wie aus Fässern herab.

Auf den Straßen wuchsen die Landstreicher und Zigeuner wie die Pilze im Wald. Alleinstehende Höfe wurden überfallen und angezündet. Verittenes Militär streifte umher, die Grenzen wurden gesperrt, alle Auswanderung war verboten.

In der Kanzlei hatte man fast nur mehr mit zu versteigernden Gütern zu tun, für die sich aber keine Käufer fanden; dazu kamen immer weniger Steuern ein, und mächtig stieg die Leuerung an. Die Landjäger hatten viel zu tun, denn die Bauern versteckten ihre Gelder in der Erde und wurden mit ihren Geschenken zurückhaltend.

In hoher Stimmung begann er die Vorlesung, als sein erstes Kind geboren war.

Sicherheit und Kraft, wie in seinem bisherigen Leben noch nie, waren in ihm.

„Heute will ich unverhüllt von dem reden, von dem ich immer sprach, dem alles zu dienen hat — heute will ich von Deutschland reden!“

Sie begannen ernst und anhaltend Beifall zu trampeln.

„Was jetzt in Frankfurt als oberste Leitung Deutschlands sitzt, ist kein Bund der deutschen Völker, es ist ein Bund zur Unterdrückung der deutschen Nation.“

Sie begannen mit den Fäusten im Takt auf die Pulte zu dreschen.

„Wie soll das deutsche Volk seine Form gewinnen, wenn fremde Länder ständig in unsere Angelegenheiten hineinreden?“

Die Besucher der Studenten waren heiß und angespannt.

„Wenn ich für Änderungen in Württemberg streite, so tue ich das um der deutschen Zukunft willen! Ohne ein starkes Deutschland ist die Welt unvollkommen, ist sie in dauernder schwerer Gefahr. Ich lehre euch das Wissen um die Dinge des Staates, damit wieder ein Deutschland werden kann. Ich gehe deswegen von der Verwaltung, vom Schreiben und Beamtentum und von Handel und Industrie aus, weil ich euch an ihnen am besten das Nötige zeigen kann. Für kein Ding ist der Mensch empfindlicher, wird er schneller scharfsichtig als für das, dessen nachlässige Führung von jedem einzelnen in seiner Geldtasche und in seinem Ruchtopf ver-

spürt wird. Glaubte nicht, daß ich Kunst und Wissenschaft nicht hoch einschätze, aber es ist mein Amt, vorerst den Boden dafür zu bereiten, daß jeder Deutsche von ihnen genießen kann . . .“

„Ich fühle mich nicht berufen, Kritik an der hohen Gründung der Bundes-Versammlung in Frankfurt zu üben, die man uns als mageres Ergebnis unserer Siege schenkte, aber von meinem Fach aus muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß bei der Wiedergeburt der deutschen Nation nicht diejenige Vorsorge getroffen worden ist, die im Interesse der dauernden Erhaltung unserer Einheit lag. Wir sind mit Absicht wieder uneins gemacht worden. Soll der Mensch im Leibe leben, so fordert er sein täglich Brot. Ihr kennt und seht die Not in fast allen Häusern, den Niedergang, den Zusammenbruch vieler Unternehmungen, die Verzweiflung und Verbitterung allenthalben, ihr wißt, wie viele von euch darben, weil eure Väter darben. Soll es in Deutschland ewig so bleiben? Warum sollen wir nicht leben dürfen wie die anderen Völker? Glückliche, gesichert vor unsern Feinden?“

Er sprach mit dröhnender Stimme zu Ende:

„Man kann nicht Aufopferung und Begeisterung von einer Nation erwarten, die von ihren Regierungen nicht einmal der materiellen Wohlfahrt anderer Nationen teilhaftig gemacht wird. — Darum, damit dieses Erkennen von euch allen stürmisch Besitz ergreift, ehe es zu spät ist, mahne ich euch! Ich möchte nicht, daß Deutschland, diesmal von innen heraus, durch die Fehler seiner unfähigen Diplomaten neuerlich zugrunde geht! Sie ahnen nichts vom gebieterischen Verlangen des Heute. Ihr müßt zu den Wissenschaften der Vergangenheit die Wissenschaft der Zukunft lernen! Diese will das hohe Ziel der Völkereinheit erreichen. Aber wer Meister im Leben werden will, muß erst Lehrling und Geselle auf kleinerem Gebiet sein. Üben wir uns in der Politik unseres eigenen Landes! Nur durch Nationalpolitik ist der Kosmopolitismus erreichbar. Darum will ich, daß der Württemberger deutsch, daß der Deutsche endlich politisch wird!“

Die Fenster und Türen des alten Universitätsgebäudes erzitterten durch Zurufe und Beifall.

Alles, was er aus den Schreibstuben wußte, was er in Reutlingen und Ulm beobachtet und aus den Büchern ersehen hatte, war Wirklichkeit: der Krieg war nicht zu Ende. Nur die Kanonen und die Gewehre waren verstummt, nun wurde mit Verfassungen, Zolltarifen und Handelsverträgen gegeneinander gefochten.

„Die morden mehr als die größten Kriege — auch hier ist allgemeine Wehrpflicht nötig!“

Er öffnete die Augen und fand sich allein, er erinnerte sich und ging in sein Zimmer. Viel Post lag da, und ein Schreiben mit amtlichem Siegel. Widerwillig schnitt er es mit der Papierschere seines Vaters auf, die er als Andenken an ihn auf seinem Schreibtisch aufbewahrte.

Nach den in allen Staaten bestehenden Grundsätzen, ist es nicht gestattet, wie es dem Herrn Professor Lift nicht verborgen sein kann, daß ein ein öffentliches Amt bekleidender Staatsdiener eine seinem Amte fremde Geschäftsführung, zumal in einem auswärtigen Staate, übernimmt . . .

„Dieser Stil!“ schnaufte er zur Ablenkung erbittert vor sich hin, und las weiter:

Es steht dem Staatsdiener nicht zu, sich eigenmächtig eine Erkenntnis anzumessen, ob solche Ämter vereinbar sind oder nicht. Es ist daher Seiner Majestät sehr auffallend, daß sich Professor Lift für ermächtigt hielt, ohne eingeholte Erlaubnis derjenigen Stelle, der er nach seiner Dienstpflicht untergeordnet ist, den Posten bei einem eigenmächtig be-

gründeten Handels- und Gewerbe-Verein anzunehmen. Es wird daher dem Professor List aufgegeben, sich zu verantworten, sich vernehmen zu lassen, was er zur Rechtfertigung seiner Handlungsweise anführen zu können vermeint.

Als sich die Kammer nach den Weihnachtsferien wieder versammelte, erhob das Kriminalgericht öffentlich die Anklage.

Mit drohender Stirn und fiebrigen Augen erschien List und nahm seinen Platz in der Volksvertretung ein. Es wurde eine Verfügung des geheimen Rats verlesen:

„Da sich der Abgeordnete List, der sich bereits mehrfacher Gesetzesübertretungen schuldig gemacht hat, in Kriminaluntersuchung befindet, muß zum Vollzug gebracht werden, was die Verfassungsurkunde, Paragraph einhundertachtundfünfzig in Verbindung mit Paragraph einhundertfünfunddreißig, Nummer zwei vorschreibt.“

Diese Paragraphen bestimmten, daß kein Mitglied der Stände in eine Kriminaluntersuchung verwickelt sein durfte. List erbat sich das Wort.

„Der Inhalt meiner Eingabe“, begann er mit gewaltiger Beherrschung, um seinen Feinden nicht zu zeigen, wie es in ihm ausfah, „enthält nichts, was nach dem Pressegesetz verboten ist. Ich habe die Gebrechen des Landes, vornehmlich durch den Schreiberstand, geschildert, dem ich selbst mal angehörte, und Vorschläge in der Art zur Besserung gemacht, wie seinerzeit als Beamter des Ministeriums. Das hat die Justizbehörde zu einer Beleidigung der gesamten Staatsdienerschaft aufgebauscht. Ich wollte diese Eingabe der Kammer überreichen. Man hat Anklage gegen mich erhoben und verlangt deshalb meine Ausschließung aus der Kammer, bevor das Gericht entschieden hat. Auf diese Art kann die Regierung durch jeden untergeordneten Polizeibeamten jeden mißliebigen Abgeordneten durch eine willkürlich konstruierte Anklage aus der Kammer entfernen. Das ist die Verfassung, die Sie so gut finden, die, wie sich zeigt, von mir mit Recht bekämpft wird, wodurch ich mir Ihre Gegnerschaft zu- zog ...“

List brach seine Rede ab, Herr von Maucler erschien im Saal; ehrerbietig, wie ein mächtiger Verbündeter, durch Erheben von den Sitzen begrüßt und verehrt. Er trat an das Rednerpult und begann, die Hand auf die Brusttasche gelegt, in die er das Schreiben Metternichs gesteckt hatte, das zu sagen, was er mit Wien und den Würtembergern verabredet hatte:

„Es kann nach den Paragraphen einhundertachtundfünfzig und einhundertfünfunddreißig, Nummer zwei, kein Bürger Mitglied der Kammer sein, wenn er in eine Kriminaluntersuchung verflochten ist. Herr List ist der Verleumdung der bestehenden Staatsverwaltung und des dringenden Verdachtes eines begangenen Staatsverbrechens angeklagt. Hohe Kammer, der ehrwürdige Beruf eines Abgeordneten darf keinen Freipaß gewähren zu ungestrafter Begehung jedes erdenklichen Frevels ...!“

In Paragraph einhundertfünfunddreißig ist auch bestimmt, daß keine Untersuchung schweben darf, die mit einer Verurteilung zu Zuchthaus oder Festung mit Zwangsarbeit enden kann!“

List's Miene erstarrte. „Wollen Sie mich vielleicht zur ... Zwangsarbeit durch Ihre Kreaturen ... verurteilen lassen, weil ich ... Vorschläge zur Verbesserung des ... Schreiberstandes ... machte?“

„Paragraph einhundertfünfunddreißig bestimmt weiter, Herr List, daß selbst im Falle ein eingeleitetes Verfahren wegen mangelnder Beweise eingestellt werden sollte, ein Abgeordneter, der einmal angeklagt war, nicht wieder gewählt werden darf.“

Herr von Maucler verneigte sich vor der Kammer und verließ den Saal; die Abgeordneten saßen stumm, wie gestorben.

Am nächsten Tag dehnte das Kriminalgericht die Anklage auf „Verleumdung“ aus und erhielt vom Justizministerium die Weisung, zu überprüfen, ob nicht auch „Majestätsbeleidigung“ vorliege. List durfte Stuttgart nicht mehr verlassen. „Sobald Sie gegen das Verbot handeln, werden Sie verhaftet“, wurde im Kriminalamt erklärt, in dem er nun jeden Tag weiter vernommen wurde.

Dann erschien eines Tages der Gerichtsvollzieher — es war eine Erlösung — und überreichte das Urteil. Er verlangte die Auszahlung von elf Zwölftel der Untersuchungskosten.

... Der vormalige Professor List ... wegen Staatsverbrechens und Verleumdung und Ehrenbeleidigung der Regierung, der Gerichts- und Verwaltungsbehörden ... zu — zehnmonatiger — Festungsstrafe — — — mit Zwangsarbeit ...

Karrenschieben, Strohmatzenflechten! ...

Dunkelrot, die Adern zum Zerplatzen angeschwollen, hob List den Kopf auf. Nur undeutlich sah er durch das unruhige, bligartige Flimmern seiner Augen den Uniformrock vor sich:

„Ich lege Beschwerde gegen Urteil und Strafausmaß ein!“

„Das hat nicht aufschiebende Wirkung! Sie müssen sofort die Kosten für die Untersuchung bezahlen!“

„Ich habe nicht so viel Geld im Hause!“

„Dann muß ich pfänden“; er ging zur Türe und rief in den Flur: „Alles aufladen!“

Gestalten erschienen, begannen auszuräumen.

„Wir werden Ihren Hausrat morgen früh versteigern. Sie haben gar keine Mühe dabei, Herr List.“

Die Beschwerde gegen das Urteil war abgegangen; ein Gesuch, das nicht besser sein konnte, war an den König geschickt.

Aber das Obergericht hob das Urteil nicht auf. Der Tag des Strafantrittes wurde bestimmt. — —

An der Rheinbrücke hörte er, daß niemand ohne Paß hinüberkäme, weil in Straßburg Unruhen ausgebrochen seien.

Er ging den Strom abwärts, immer weiter und weiter. Als er so weit entfernt war, daß er die Stadt nicht mehr sah, rief er einen Schiffer an, der in seinem Kahn angelte.

„Setz' mich über“, sagte er geruchsam, „ich muß zu einer Hochzeit, sonst wird's mir zu spät.“ Sie wurden über den Fahrpreis schnell einig.

Viele schwerbelastete Schiffe fuhren abwärts, andere wurden von Pferden aufwärts geschleppt. Sie waren schon über die Mitte des Stromes hinaus, als drüben Grenzwächter gelaufen kamen. „Ihr habt doch einen Paß, Herr?“ fragte der Fischer.

„Versteht sich. Legt gleich dort an der Weide an!“ List stand im Kahn auf, und als sie das Ufer jenseits erreichten, sprang er ans Land.

Gleich einem wilden Tier in einem rollenden Käfig durch die vergitterten Fenster sehend, wurde er nach Stuttgart geholt. Überreizt nickte er denen zu, die verächtlich und dünnelhaft hereinsahen, weil sie noch frei herumspazieren durften.

„Vor allem, Herr List“, begann leise der Kriminalrat, „dürfen Sie keine Gesuche mehr an unsern Herrn König richten. Das Verfahren gegen Sie ist ein für allemal abgeschlossen.“

Liszt betrachtete mit Vorsicht den alten Herrn, der ein wenig verlegen, beinahe flüsternd, weitersprach:

„Sie wollen nach Amerika auswandern und niemals wieder nach Württemberg zurückkehren?“

„Niemals wieder.“

„Im Falle unsere Majestät Sie für den Rest Ihrer Strafe begnadigt?“

Er wollte schreien: Ich will mein Recht! Keine „Gnade“! Freigesprochen will ich sein! Ich verlange die Wiederherstellung meiner bürgerlichen Rechte! Rückkehr in die Abgeordnetenversammlung steht mir zu, Ersatz für das jahrelange Leid und den grenzenlosen Kummer, den ihr mir angetan habt — ihr habt meine Zukunft vernichtet! Wegen das, was mir zugefügt wurde, gegen die kaltherzig berechnete Verschlagung meiner Existenz wäre die Todesstrafe eine Vergünstigung gewesen! Niemals ist die Pein wiedergutzumachen, mit der ich zusehen mußte, wie ihr mir durch den Jahre dahinschleppenden Justizmord absichtlich meine Mittel geschmälert und gestohlen, die Ruhe meiner Frau und Kinder zerstört habt!...

Er sprach kein Wort davon. Er wollte heraus aus dieser Enge, Ruhe, nur Ruhe wollte er haben, nicht mehr kämpfen, neues Leben, neues Land, frei sein! Er antwortete mit rauher Stimme:

„Ich sehe meinen Irrtum ein, in dem ich befangen war. Es ist mein fester Entschluß, Herr Kriminalrat, für immer nach Amerika auszuwandern.“

Nun wohnte er mit den Seinen in Reading, einer kleinen Ortschaft am Schuylkillkanal und Fluß, in dem einst die Delaware gesißt hatten. Er hatte die Redaktion eines Wochenblattes übernommen.

Erat ein Bauer ein und begann etwa: „I schtee auf'm Schtandpoint, mei Hunich wird darich gefaast werden?“, so antwortete Liszt: „Wir wollen es hoffen, daß dein Homig durch die Anzeige in unserem bedeutenden Blatte verkauft wird. Jede Ausbietung in unserem „Adler“ sichert dir größeren Erfolg als in allen anderen Journalen der Welt.“

Der „Adler“ erschien einmal in der Woche auf größtem Papier und hatte ein paar hundert Abonnenten unter den Pennsylvania-Deutschen.

So focht er mit der Feder ein Jahr, und noch eines, dann wurde der „Adler“ von allen Maßgebenden in Amerika gelesen. Die größten Blätter druckten Lissts Aufsätze nach. Es bildete sich im Kongreß eine mächtige Partei für sein „System“.

„Meine Herren“, begann in Philadelphia im großen Saal des Hotels der Präsident der Manufakturisten, „wir haben uns versammelt, um unseren Mitbürger, Herrn Professor Liszt, zu ehren...“

In Deutschland bin ich „Ausländer“, dachte Liszt, aber es regte ihn sonderbarerweise nicht mehr auf.

„Herr Professor Liszt hat seine Beobachtungen über unser Land der Öffentlichkeit, wie Sie wissen, in so klarer und überzeugender Weise vorgelegt, daß ihm unsere Pennsylvanische Gesellschaft und darüber hinaus unsere ganze amerikanische Nation großen Dank schuldet.“

Händeklatschen. Auch die Negerkellner, die in ihren weißen Kleidern untätig an den Wänden des Hotelsaales lehnten, zeigten freundlich ihre schönen Gebisse.

„Herr Professor Liszt hat uns nachgewiesen, daß ein Land nur dann gesund zu sein vermag, wenn Ackerbau und Industrie, die beiden Hauptveranlagungen des Menschen, im Wechselspiel des Gleichgewichtes stehen. Wir gewinnen in einer Art und Menge Rohstoffe wie kein anderes Land der Erde. Aber

unsere Industrie, die so Herrliches versprach, leidet schwer... wir haben versucht, sie zu heben, jedoch die englischen Waren, die über das Wasser kommen, überschwemmen unseren Absatzmarkt und lähmen uns. Je mehr wir arbeiten, desto ärmer wird unsere Manufaktur. — Da trat Herr Professor Liszt auf und zeigte uns den Weg der Rettung: Unsere Industrie muß von unserer Regierung, die sich bisher nur um die Landesverteidigung mit militärischen Waffen gekümmert hat, geschützt werden!“

Der Beifall setzte wieder lebhaft ein.

„Ich habe, meine Herren, im Auftrage des Herrn Präsidenten der amerikanischen Union, die freudige Ehre, Ihnen zu erklären, daß die Regierung gewillt ist, unserem Begehren, genau in der Art, wie es Herr Professor Liszt formuliert hat, zu willfahren!“

Länger als vorher hielt diesmal das Händeklatschen an. Sie hatten sich alle Liszt zugewendet.

„Herr Professor Liszt, unser Herr Präsident bittet Sie, ihm die Ehre und Freude Ihres Besuches im Weißen Hause bald zu erweisen.“

Liszt erhob und verneigte sich.

„Wir erklären hiermit öffentlich“, fuhr der Sprecher fort, „daß unser Mitbürger, Herr Professor Liszt, für uns ein neues System der politischen Ökonomie begründet und sich dadurch um die Vereinigten Staaten von Nordamerika höchlichst für alle Zeiten verdient gemacht hat!“

Sie klatschten minutenlang.

„Wir fordern hiermit Herrn Professor Liszt auf, zwei Bücher für unser Land zu verfassen. Ein wissenschaftliches, worin er seine Theorien für alle Zeiten niederlegt, und ein populäres, nach dem in unseren Schulen von nun an unterrichtet werden soll...“

Beinahe bestürzt blickte Liszt um sich. Es schien ihnen das Selbstverständliche, was ihn tief erschütterte.

„Wir beschließen hiermit ferner, Herrn Lissts Aufsätze gesammelt herauszugeben und in den Bibliotheken unseres Landes zur Verteilung zu bringen. Beschluß: Das heutige Gastmahl ist eine kleine Bezeigung der Anerkennung, des unauslöschlichen Dankes, den unsere Nation Herrn Professor Liszt schuldig ist. Wir danken Ihnen.“

Von allen Seiten knallten Sprengschüsse, lärmten die Spitzhacken. Siebzehnmal war die Strecke dem reißenden Waldstrom abgewonnen. Krachend und rauschend sanken rundum die hohen, jahrhundertalten Bäume nieder. Ein Heer aufgeschreckter Vögel, die ihren Schuß verloren, kreiste aufgeregter schreiend in der Luft.

Wie gut ihm dieser Lärm tat; er paßte zu seinem Inneren. Er saß vor seiner Holzhütte und überlegte.

In Rußland ist Aufstand; die Polen wollen sich selbständig machen; die Griechen haben es bereits getan. In Holland ist Revolution, die Belgier machen sich frei, in Kassel waren Tumulte, in Braunschweig haben sie das Residenzschloß angezündet, den alten Herzog verjagt. In Paris ist die Kammer aufgelöst... Mit fahrigem Fingern schob er die Korrespondenz des Handelsvereins, die ihn über das Meer begleitet hatte, zur Seite. Noch immer „verhandelten“ daheim die Bürokraten. Er legte die Landkarte Europas vor sich hin, in dem noch keine Eisenbahn fuhr, und zeichnete die Eisenbahnkarte Deutschlands:

Eine Linie von Hamburg nach Bremen und Lübeck und Berlin, von dort nach Stettin, nach Breslau und Thorn, von dort nach Danzig. Über Wittenberg nach Leipzig, von dort nach Dresden und Prag. Über Weimar, Gotha nach Frankfurt, von dort über Darmstadt und Mannheim nach Karlsruhe. Von diesem nach Basel, zum Anschluß an die Schweiz. Eine andere über Stuttgart, Ulm und Augsburg (von dort fuhr ein Strich zur Grenze nach Lindau ab)



Ammerlandschaft.

Gemälde von G. Schrimpf.

nach München. Von da über Nürnberg und Bamberg, nach Gotha zurück. Von Leipzig über Halle nach Magdeburg, über Braunschweig, Hannover nach Köln.

Die Poststraßen und Zollgrenzen kümmerten ihn nicht, auch über Flüsse und Gebirge weg zeichnete er, ohne zu zögern, mit der Sicherheit eines Traumwandelnden, die Hauptlinien, die nach seinem Plan unverändert, als er tot war, gebaut wurden, auf denen heute wir und unsere Güter rollen.

„Da werden sie fahren“, murrte er und hielt das Blatt weit ab vor sich in die Luft und betrachtete es. „Ich werd' euch antreiben, ich werd' euch schon einigen. — Freu' dich, Metternich!“

Er sah in der prachtvollen Wildnis die Heerschar der hölzernen Unterfunftsbaracken rundum, in denen die Arbeiter wohnten, die wie kribbelnde Ameisen die Berge und Täler bedeckten. Kreischen: einer schärfte tief unter ihm sein Stahlwerkzeug auf einem Schleifstein, der dreitausend Meilen über das Meer bis hierher gereist war.

So bleibt es nirgends.

Glatt wie der Ozean sind die Eisenbahnschienen, aber sie hebt kein Sturm und keine Welle. Er zog eine Orange aus der Hosentasche, die dadurch wieder Möglichkeit zu einer rechtmäßigen Form gewann, und begann gierig die Frucht auszusaugen. Von neuem schloß sich der Kontakt: In Reutlingen ist diese italienische Frucht teurer als hier — wenn das kein Unsinn ist! In Paris sind dauernd Demonstrationen der Arbeiter, mit den Schreien „Arbeit und Brot!“ Ihn blendete und warf schier hintenüber der Ansturm seines Blutes durch das seherische Traumgesicht, das vor ihm stand:

Durch Deutschland rollten Züge, verwirrt hockten die Perücken an ihren Konferenztischen, hilflos standen die Zollbüttel, die Züge brausten über die Grenzen hinweg! Menschen aller Länder saßen darinnen und winkten und riefen sich zu, besuchten sich, lernten sich kennen. Wo blieb die Ab-sperrung ...?

Er schrie auf, es war zuviel.

„Die Menschheit ist unterwegs!“

Mit schmerzlicher Dankbarkeit, zärtlich abschiednehmend

blickte er die Täler und Hänge entlang. „Ihr gabt mir Wissen und Klarheit, ich schulde euch Dank, aber ihr seid nicht meine Heimat!“

Er erhob sich, als zögen ihn unsichtbare Stricke hoch. Langsam, ohne es zu wissen, begann er die Arme zu bewegen, er schwang sie hoch und höher und dirigierte, wie ein Konzertmeister, der ein unterirdisches Orchester leitet, das, gewaltig anschwellend, einstweilen nur ihm vernehmbar musiziert.

„Lieber Freund List“, sagte einige Wochen später Präsident Jackson, „ich möchte mich Ihnen dankbar erweisen. Bauen Sie uns ein amerikanisches Eisenbahnnetz.“

List's Antlitz veränderte sich nicht, er schwieg.

Jackson sah ihn mit freundschaftlicher Verwunderung an. „Sie sind eine Urkraft. Sie sollen gänzlich unbeschränkte Vollmacht haben. Ich unterordne mich Ihrer großartigen Persönlichkeit. Machen Sie uns endgültig zu einer Macht, von der selbst der Kühnste, Sie freilich ausgenommen, keine Ahnung hat.“

„Das dauert Jahre“, antwortete List zurückhaltend.

„In zehn, zwölf Jahren ist das Wichtigste fertig.“

„Ja — so lange dauert es.“

„Nun? Was paßt Ihnen daran nicht?“

„Ich bin Deutscher.“

„Leben die kürzer als wir?“ kam es mit gutmütigem Spott zurück.

„Das nicht. Aber, General, der Deutsche hängt an seinem Vaterland.“

„Das habe ich eigentlich noch nicht gefunden.“

„Er hat einstweilen noch keines, Präsident; aber wenn es da sein wird, wird er es sehr sichtbar lieben.“

„Deutschland hat seine Zeit verpaßt. Es wird nie mehr ein entscheidendes Wort mitzureden haben; es wollte ja nicht!“

Mit breit aufeinandergestellten Lippen, daß sein Mund hart und erbarmungslos erschien, mit drohendem Blick maß List widerspenstig den ersten Beamten Amerikas.

„Woher wissen Sie das?“ fragte List scharf.

Jackson erschrak vor dieser Leidenschaftlichkeit; das friedliche Gespräch wurde zu gewaltiger, über zwei Weltteile entscheidender Unterredung:

„Ich werde Ihnen etwas erzählen, das Sie hoffentlich überzeugt“, sprach Jackson begütigend. „Als wir unseren Befreiungskampf gegen England begannen, wollte unser erster Kongreß für die Losreißung von England auch das Symbol einer eigenen Landessprache schaffen. Es war die deutsche vorgeschlagen ...“

Liszt begann zu zittern, sein Gesicht hatte keine Spur von Farbe.

„Als abgestimmt wurde“, fuhr Jackson fort, „stimmten von unseren ersten Abgeordneten zweiunddreißig dafür ... und zweiunddreißig dagegen. Da Stimmengleichheit war, hatte der Vorsitzende zu entscheiden ...“ Jackson schwieg.

Deutsch als Staatssprache, in allen Schulen und Universitäten, Gerichten, in den Zeitungen, in der Armee? ...

„Sie scherzen ... Präsident.“

„Ich scherze nicht. Der Vorsitzende entschied damals für die Beibehaltung der englischen Sprache.“

„Die Engländer waren immer unsere Feinde.“

„Der Vorsitzende war kein Engländer, lieber Liszt; er haßte sein Vaterland, da er dort nur Verfolgungen erlitten hatte. Der Vorsitzende war ein Deutscher.“

Steil riß Liszt den Kopf auf: Jackson schwieg.

„Würden Sie, als Amerikaner, Präsident“, fragte er, „in Deutschland bleiben, weil es Ihnen Brot verspricht und Ehren? Würden Sie deswegen Amerika vergessen?“

„Nein.“

„Ich kehre zurück ...“ —

Liszt kehrte wieder nach Deutschland zurück und nahm es weiter in Augenschein: Überall sah er die Wirkungen der Uneinigkeit, der schlaffen Regierungen, der mörderischen Zölle.

In Kassel waren Unruhen. Das Volk hungerte. In Leipzig waren Straßenkämpfe und Plünderungen, in Braunschweig zwangen Bürgerschaft und Adel dem neuen Herzog endlich eine Verfassung ab — aber Verfassungen machen nicht satt. Allerorten fehlte es an Futtermitteln, an Getreide, Hülsenfrüchten und Kartoffeln, nur in Hannover und Bremen war Fülle, aber die Zollgrenzen und die zu teuren Transporte auf den überfüllten Landstraßen verhinderten noch immer jede nennenswerte Ausfuhr nach den notleidenden Teilen Deutschlands. Liszt schlug den sofortigen Bau einer Verbindung zwischen dem Rhein und der Weser vor.

Glück! war der erste Gedanke. Der zweite: es kann nicht wahr sein!

Wenn man mich in Preußen empfangen hätte, wenn Stuttgart erklärt hätte ...

Der dritte Gedanke war: Können Menschen so handeln?

Er brauste auf: sie sollen mich kennenlernen! Jäh folgte kalte Ruhe: aber ja! Natürlich. Warum nicht? Ich bin ja wehrlos.

Dann sah er wieder alle Seiten ab, überlegte und zergliederte und fand keinen Ausweg. Ich bin umzingelt. Ich bin ausgepreßt; sie brauchen mich nicht mehr.

Stunden und Tage saß er und grübelte. Entwurf Angriffe, Racheakte und gab sie auf. Er blieb in seinem Zimmer: soweit war er noch nicht, daß er sich bereits wieder unter Menschen zeigen konnte. Sie hatten recht, in ihrer Art hatten sie recht! Ich bin staatenlos, ich halte mich seit Jahren hier unter Vorspiegelung von Dingen auf, die nicht wahr sind, und ich bin vorbestraft! ...

Neues kam. Sie gingen nun vor aller Öffentlichkeit gegen

ihn vor. Es war ähnlich wie seinerzeit in Stuttgart: sie fürchteten ihn und griffen ihn an, obgleich er nicht einmal die Hand rührte. Im Morgenblatt stand der Bericht:

„Mit Befriedigung hat unsere Stadt die endgültige Ausschiffung des sattsam bekannten Herrn Liszt begrüßt, dessen Auftreten immer mehr und mehr Argernis erregte ...“

... es ist dem Komitee sehr zu danken, daß es ausländische Spekulanten ...

... von unserer vaterländischen Unternehmung fernhält ...

... und nur Herren in das Direktorium berief, die nicht immer neue Projekte gebären wie dieser Amerikaner ...

... über dessen Vorleben ... Eigenartiges durchgesichert ist ...

Nunmehr hat unser geliebtes Vaterland die Garantie, daß keine unreine Absicht den Fortgang unserer großartigen vaterländischen Unternehmung weiter ... zu hemmen versucht ...

Wir begrüßen es, daß das Komitee diesem übermütigen und großsprecherischen Herrn Liszt ... für immer ... einen Kiegel ... vorgeschoben hat. Herrn Liszt ging es nur um materielle ... statt um ... ideelle ... Dinge ...

Wie wir hören, wird das Komitee Herrn Liszt, damit er sich nicht gemäß seiner Art ... neuerlich über „Undant“ beklagt, ein Geschenk ... von ... zweitausend Talern ... überweisen ...

Er sah wie gestorben aus. Er war neuerlich und jetzt endgültig ehrlos gemacht; sie vertrieben ihn wieder aus Deutschland.

Nur jetzt nicht verrückt werden, nur jetzt über die Nerven Gewalt behalten.

Die Waagschalen pendelten und standen wieder gleich.

„Vollinhaltlich bestätige ich die Angaben des Herrn Liszt“, sprach Harfort. „Ich frage die Herren Aktionäre um Rat, wie wir Herrn Liszt entschädigen können. Der Ausschuß überläßt Ihnen die Entscheidung.“

Eine gewaltige Debatte ging los, in der das Direktorium heftige Vorwürfe anhören mußte: es sei „aufgeblasen“, treibe „Geheimtuererei“, habe erst einen Lumpen bevollmächtigt, die Aktien seien niederträchtig im Wert gesunken, in Chemnitz, Zittau und Mannheim benähten sich die Eisenbahnkomitees ganz anders.

„Diese ungerechten Anwürfe werden später entkräftet werden!“, versicherte Harfort. „Immerhin aber erweist sich doch wohl, verehrte Herren, aus dem Entstehen so vieler Eisenbahnkomitees in allen deutschen Ländern, daß Herrn Liszt's Behauptung, die Bildung von Eisenbahnkomitees sei ausschließlich seine Idee, etwas übertrieben ist.“

„Diese Komitees sind alle nach dem hiesigen Vorbild entstanden“, warf sich Liszt dawider. „Ich habe in Amerika das erste Komitee gegründet, in meinem Eisenbahnjournal habe ich dauernd, viele Jahre bevor sich Komitees in ganz Deutschland nach meinen Vorschlägen bildeten, vor aller Öffentlichkeit immer wieder auf die Vorteile der Bildung von Komitees hingewiesen!“

„Soviel ich weiß, hat die Hohe Regierung in Wien Ihr Eisenbahnjournal verboten. Ich weiß, ich weiß“, beruhigte Harfort, „nicht aus sachlichen Gründen!“

„Deswegen“, schrie Olearius, „weil Sie einmal eine Gefängnisstrafe verbüßten! Das haben wir leider, verehrte Aktionäre, zu spät erfahren! Wir hätten sonst nie mit Herrn Liszt gearbeitet!“

Alles war nun in Aufruhr! „Da hamn wir's!“

„Der zweite Lump!“

„A feiner Härre!“

„A Defraudant und reuer, der gefessen hat, im Gomidäh!“

„Hübsche Verhältnisse“, wurde gebrüllt, „erst flieht der Bevollmächtigte, und dann erfährt man, daß ein Sträfling im Komitee is!“

„Soll vielleicht Herr List jetzt Bevollmächtigter werden?“ wurde höhnisch gefragt; es nahm sich beinahe so aus, als wäre auch dieser Zwischenruf vorbereitet gewesen.

Harkort läutete mit der Glocke. „Ich bitte um Ruhe. Ich erkläre nochmals, das Direktorium ist für eine Abfindung des Herrn List! Aus teilnahmevoller Überlegung, weil sich Herr List in sehr mislicher Vermögenslage befindet.“

„Dafür sollen wir zahlen? Wir befinden uns alle in mislicher Vermögenslage.“

Außer sich, aber vergeblich, bat List, man möge ihn reden lassen. „Einstweilen spreche ich“, fuhr Harkort fort. „Ich erkläre nochmals: wir sind geneigt, dem Drängen des Herrn List nachzugeben. Um so mehr, als ihm in den nächsten Tagen das Mißgeschick widerfahren wird, wegen seiner seinerzeitigen Kerkerstrafe in Württemberg . . .“

„Im Gerger war er sogar?“

„ . . . von unserer königlichen Regierung in Dresden nicht weiter als Vertreter Amerikas bestätigt zu werden . . .“

. . . Mehr hörte List nicht; er verließ den Saal.

Draußen versagten ihm die Beine, er setzte sich auf den Stuhl, den ihm der Saaldienner, der allem zugehört hatte, mitleidig freigab. Nun war er endgültig geschlagen. Er hatte den tödlichen Hieb.

Er ist nach Paris geflohen, zu Milla. Er hat sie aus ihrer Pension genommen, er braucht sie jetzt nötiger als jemals.

Sie soll nicht Erzieherin werden; sie beide werden das untergehende Schiff schon wieder hochstoßen.

Ein Quartier hat er in einer der billigen Vorstädte, und darinnen geht er in einem dicken Flauschrock, dessen Kragen hinaufgeschlagen ist, damit ihn nicht zu sehr friert, stundenlang über den roten Ziegelboden.

„Ich sag' dir, Milla, es ist was Wahres dran an dem Satz: man muß sterben, um neu geboren zu werden. Ich fühle mich wie neugeboren.“

Sie glaubt ihm nicht.

„Ja“, wiederholt er und hebt ein wenig gewaltsam die Arme, um sein Blut zu neuem Anlauf zu heizen. „Daheim war ich wie abgeschlagen, ich hatte jede Spannkraft verloren, aber hier, hier fühle ich mich wieder frisch. Meine Gedanken laufen wieder in Ordnung.“ Er vergräbt die Hände in die Taschen seiner Joppe, daß sie weit von ihm absteht. „Dieses Deutschland ist eine sonderbar lähmende Galeere. Die Franzosen sind viel wärmer, hier begegnet einem nicht immer gleich Mißtrauen. Was wir nur haben?“

Starr betrachtet er den abbröckelnden Mörtel unter dem Fensterbrett und sieht über den engen Lichthof zur Feuermauer.

„Sie wollen alles nivellieren. Sie ziehen ihre Kraft aus der Herabsetzung ihrer fähigen Köpfe.“

Es ist, als lerne er eine Erkenntnis auswendig.

„Aber sie sind voll Sehnsucht nach Aufrichtigkeit, das ist der Grund, Milla, deswegen sind sie so bössartig und unversöhnlich! Es sind unglückliche Menschen, die schlecht regiert, miserabel erzogen werden.“

Schweigend hört sie ihn an. Sie ist nicht für derlei Gespräche, die ihm nur Zeit und Kraft nehmen, aber sie läßt ihn gewähren, denn sie merkt, es ist ihm nötig, sich auszusprechen.

„Ich kann jetzt sehr gut begreifen, Milla“, sagt er, „daß man uns in der Welt nicht versteht und drum haßt. Wer auf geistigem Gebiet stärker und weitsehender ist als die andern, wird allein gelassen, findet erst Gefolgschaft, wenn er tot ist. Du hast die Kriege gegen Napoleon nicht mitgemacht . . .“

Ruhig sieht sie ihn an, unbeweglich.

„Alle, die damals Deutschland mit dem Einsatz ihres Lebens befreit haben, sind heute, soweit sie noch leben, zum alten Gerümpel geworfen oder — eingesperrt. Einmal werden alle das fordern und durchführen, was ich verlange.“

Jede Nacht diktiert er, und tagsüber diktiert er auch. Er kommt nur ins Freie, wenn er sich Bücher aus den öffentlichen Bibliotheken holt.

Alle seine Aufzeichnungen hat er in Leipzig liegen lassen, also muß er aus der Erinnerung schreiben. Er ist nur dann, wenn er dabei mit Emilie die Partien besprechen kann, die noch vor ihm liegen. Er hat viel in seinem Leben gearbeitet und mußte sich immer heßen, aber solch ein Tempo besaß ihn noch nie.

Die letzten Tage zieht er seine Kleider nicht mehr aus; er legt sich, wenn sein Kopf vor Müdigkeit versagt, für eine Stunde aufs Kanapee; aber kaum hat sich wieder etwas Kraft in ihm gesammelt, geht er neu los, weiter, bis die Handschrift, die die Rettung bringen soll, fertig ist: zwei Lexikonbände an Umfang.

Er trägt die Arbeiten zur Akademie und liest seit Wochen zum erstenmal wieder Zeitungen: Luxemburg hat sich dem Zollverein angeschlossen; die deutsche Konkurrenz auf dem Weltmarkt wird fühlbar, die englische Eisenindustrie ist in eine schwere Krisis geraten, London ist entschlossen, alles zu wagen, es unterbietet jeden deutschen Preis, es liefert weit unter den Kosten seiner eigenen Herstellung.

Wie macht er das? denkt bestürzt der Minister in Gotha und winkt ungeduldig seinen livrierten Amtsdienner ab, der unterwürdig meldet: „Herr List bittet, vorgelassen zu werden.“

Der Minister sieht zur schönen Porzellanuhr, auf der eine Schächerin vor einem Kavaliertänzelt; es ist sein Grundsatz, jeden Besucher warten zu lassen. Geruhig und in Frieden stehen vor den hohen Fenstern die schönen Parkbäume, als sei das Herzogtum Sachsen-Gotha außerhalb der Welt.

Der Minister überlegt: In Belgien, in Berlin war dieser List, dann nachweisbar wieder in Brüssel und in Koburg, von dort ist er hierher gekommen. Und nun will er schon wieder aus Meiningen und Weimar zurück sein? Dazu behauptet er, daß er ein Buch schreibt?

Der Minister erhebt sich. Geräuschlos geht er zum Vorhang, der das Fenster im breiten Wandauschnitt deckt, hinter dem der Treppenplatz gelegen ist, auf dem List wartet. Der Minister schiebt vorsichtig den Saum ein wenig zur Seite: Ja, da sitzt dieser undurchsichtige Charakter, der eine sonderbare Macht in Europa ist. Er sieht müde und überanstrengt aus und hat die Augen geschlossen. Es scheint zu seinen Gepflogenheiten zu gehören, in Audienzräumen seine Nachtruhe abzumachen. Er hat ein sehr selbstbewußtes Gesicht. Die Stirn ist gerunzelt, zwei senkrechte, tiefe Furchen hat er über der Nasenwurzel und zu beiden Seiten des Mundes; er hat angespannte Mienen, die Unterlippe ist vorgeschoben — rasch, erschrocken läßt der Minister den Vorhang niedergleiten: der Mann schlief nicht!

Die Klingel ertönt wie in Furcht.

Mit schnellen Bewegungen erscheint List. Sachlich und kurz angebunden, wie ein Geschäftsmann, der weiß, was er will und vom andern das gleiche verlangt, sagt er: „Der Handelsvertrag zwischen Belgien und Preußen ist perfekt!“ Er setzt sich nieder und fährt fort: „In den nächsten Tagen wird er von beiden Regierungen gleichzeitig veröffentlicht werden.“

„Ich mußte gar nicht, daß Belgien so wichtig sei. Wie brachten Sie das so schnell zustande?“

„Die Vollendung der Eisenbahn von Köln nach Lüttich hat mich unterstützt. Da die Bürokratie versagte, mußte jemand,

der etwas vom Gewerbebestand versteht, eingreifen. Sonst wäre Belgien zum französischen Bundesgenossen geworden."

"Sie vertraten den Gewerbebestand?"

"Ja, ich war Makler zwischen Berlin und Brüssel, als belgischer Vertrauensmann", antwortet List mit verächtlichem Gesicht. "Aber deswegen bin ich nicht da: es ist mir gelungen, die Preußen an den Verhandlungstisch zu zwingen."

"Was? Preußen will mit uns verhandeln?"

"Ja."

Seine Erzellenz ist geradezu erregt.

"Die Empfehlung des Königs in Brüssel schuf mir in Koburg freie Bahn. Der dortige Herzog erklärte sich mit meinen Vorschlägen einverstanden, ich benützte die Rivalität zwischen Weimar und Koburg und bat die Frau Großherzogin in Weimar, an ihre Verwandten in Berlin zu schreiben. Vorher war ich in Meiningen gewesen, der Herr Herzog und die Frau Herzogin zogen mich zur Tafel und waren außerordentlich huldreich zu mir." List wiederholt gereizt, seine Lider sind gerötet und geschwollen, er hat blaue und faltige Flecke unter den Augen: ... "die hohen Herrschaften waren außerordentlich gütig zu mir."

Der Mann ist eitel wie alle, denkt der Minister beruhigt, der sich für einen großen Seelenkennner hält.

"Dann fuhr ich hierher."

"Wo haben Sie denn übernachtet? Es gibt auf diesem Weg doch nur Bauernschenken, in denen man nicht übernachten kann?"

"Ich schlief in einer Wirtsstube. Ich habe die preussischen Kommissare überzeugt, daß die neue preussische Bahn Thüringen nicht umgehen darf. Wenn alle alten Kulturstätten von den Neuerungen ausgeschlossen würden, wär's mit uns bald zu Ende. Ich habe in Berlin vorgestellt, das preussische Unternehmen ginge bankrott, wenn die thüringischen Fürstentümer zur Gegenwehr griffen und auf eigene Rechnung eine selbständige Bahn bauten."

"Dazu wäre nicht genug Geld vorhanden", sagt eilig Erzellenz, die auch ein gewaltiger Diplomat ist.

"Das würde ich bitten, bei sich zu behalten, Erzellenz."

"Trafen Sie den Herrn Großherzog in Weimar?" wird mit ungehaltenem Augenzwinkern erwidert.

"Nein, ich fuhr ihm nach, nach Schloß Wilhelmstal."

"Das sind zwanzig Stunden?"

"Fünfundzwanzig. Morgen kommt der Koburger Herzog."

"Wie?"

"Ja, sobald sich die Herrschaften untereinander geeinigt haben, können wir die Kommissare aus Berlin kommen lassen." List erhebt sich und empfindet mit Ärger, daß er vor Müdigkeit beinahe umstürzt.

"Großartig!" klingt es von der Türe her. Erzellenz fällt fast vom Sessel: Seine Durchlaucht! Noch nie ist Seine Durchlaucht bis nun im Amte erschienen. Und jetzt ist sie da und fragt ihn: "Wissen Sie schon? Lippe-Deilmold und Braunschweig sind dem Zollverein beigetreten?" Der Herzog dreht sich List zu und schüttelt ihm die Hand: "Was sind Sie für ein Mann? Häh? Gewissermaßen ungekrönter Kaiser von Deutschland."

"Durchlaucht", bittet der Minister und hustet untertänigst zurechtweisend.

Der Herzog erkennt, daß er zu lebhaft war: "Sie wohnen doch bei mir im Schloß?" fragt er. "Abends ist Konzert und Empfang, morgen geht's dann an die Arbeit. Möge Gott segnend die Hände darüber halten."

In Ruffstein, das tief eingeschnitten ist, geht das Stubenmädchen des Gasthofes am Inn die Reihe der Zimmer entlang, um nachzusehen, ob alles für die Nacht in Ordnung ist.

Ganz am Ende des kalten Ganges, wo die billigen Zimmer sind, hält das Mädchen einen Augenblick zögernd inne. Dann

klopft es entschlossen an, klinkt die Türe einen Spalt weit auf und fragt: "Soll ich nicht wenigstens jetzt den Kellner herausschicken?"

"Nein, danke", wird ruhig ablehnend von innen erwidert. "Ich habe keinen Hunger."

Das Mädchen schüttelt den Kopf, zieht die Türe wieder zu und geht zum Abendessen in die Küche hinunter.

Im Zimmer raschelt Papier. Es ist, als würde immer wieder Papier beschrieben und dann zerknüllt weggeworfen. Nach einer Weile hebt das gleiche Geräusch von neuem an. Zeitweilig hallen Schritte. Sie schallen gedämpft, als ob jemand vorsichtig auf seinen Strümpfen oder mit Hausschuhen geschäftig hin und her ginge.

Einmal irrt sich der Hahn im warmen Pferdestall drunten und kräht schon: Morgen ... Beschämt bricht er mitten drin ab.

Es schneit und schneit.

Als in der Wirtsstube das Frühstücksgeschirr klappernd abgeräumt wird, öffnet sich droben vorsichtig die Türe. Schnell und heimlich gleiten unsichere Schritte die Stein-
treppe herab. Rasch sind sie am Eingang vorbei, sie ver-
klingen im Schnee.

Der Landrichter, der in sein Amt geht, verwundert sich: ein kleiner fremder Mann mit einer Brille, in einem Radmantel, kommt ihm entgegen. Er hat eine wollene Mütze auf und scheint nicht zu sehen. Er geht wie schwankend bald nach links und bald nach rechts, bleibt immer wieder stehen, um aber gleich mit jähem Anlauf rasch weiterzugehen. Er schreitet an der Kirche vorbei, der Mann ist verdächtig. Fuchtelnd hebt er die Arme hoch. Nun verschwindet er oben auf dem Platz um die Ecke.

"Meister", spricht der Mann, als er in den kleinen Waffenladen eintritt, "bitte, sehen Sie meine Pistole nach, ob sie in Ordnung ist ... Ich bin im Begriff, eine weite Reise anzutreten."

Nach gründlicher Prüfung sagt der Büchsenmacher überlegen lächelnd: "Das nächste Mal, Herr, dürfen Sie aber nicht die Kugel vor dem Pulver hineintun."

"Bitte, laden Sie neu." Der Graukopf mit der grünen Schürze über Brust und Bauch willfahrt. Der Fremde zählt und verschüttet dabei — so zittern seine Finger — einen Teil seiner Silber- und Kupfermünzen auf den Fußboden. Bayerisches und englisches Geld ist dabei, sieht der Büchsenmacher.

Der Fremde geht weiter. Er läßt die letzten Häuser hinter sich und biegt den Pfad ein, der an der Ziegenweide vorüber in den Wald führt.

Gehr hohe Schritte muß er machen und gewaltig stapfen, weil hier im Freien der Schnee halbmannshoch liegt. Es stöbert so sehr, daß man keine drei Schritte weit sehen kann. Es ist vollkommen still. Eilig, vorgeneigt, geht der Mann.

Dann hält er an. Aus dem Mund, der Nase und allen Öffnungen seiner Kleidung dampft es; so heiß ist ihm.

Er steht und ist ganz weiß vom Schnee, der auf ihn niederwirbelt. Mit weit auseinandergespreizten Beinen, bis zu den Knien in einer Schneewehe, gibt er sich festen Stand. Der Kämpfer für die Einigkeit öffnet weit seinen Mund, schiebt den Pistolenlauf zwischen die Zähne und senkt sorgsam den Kopf. Dann knallt der Schuß. Hirn und Schädel zerplatzt, stürzt er vornüber und liegt still auf seinem Gesicht. In einer Blutlache, die immer größer wird und in immer weiterem Umkreis den Schnee färbt.

Lob und Dank dem Dekan, der dem evangelischen Selbstmörder das Grab in Ruffsteins katholischem Friedhof schauen ließ.

In ihm endete das Schicksal des deutschen Propheten, den sein Vaterland grausam mißhandelte, dem alle Nationen, bedrohlich für die Zukunft des Menschen, nicht glauben.



„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestend alles schon Errungne.“



Den trüben Pfuhl auch abzuziehen,
Dies Letzte war' das Höchsterungne.“

Haust II. Teil.

Ein Arbeitslager im deutschen Osten.

Studenten helfen freiwillig im Osten.

Von Georg Throlf.

„Kommilitonen! Der Allgemeine Studenten-Ausschuß hat beschlossen, ein studentisches Arbeitslager in Oberschlesien durchzuführen und die dazu erforderlichen Mittel bereitzustellen. — Deutsche Studenten, wir rufen euch auf zum studentischen Arbeitslager in Deutschlands Ostmark! — Im November vorigen Jahres haben wir feierlich gegen polnischen Terror protestiert. Heute wollen wir mit eigener Hand einen Wall an Deutschlands Ostgrenzen aufwerfen helfen und so bezeugen, daß Deutschlands akademische Jugend bereit ist, ihre nationale Gesinnung mit Taten zu bekräftigen! . . .“ (Rundgebung des Alts der Universität Leipzig am 30. Juni 1931.)

Die Aufgabe.

Der Ruf verhallt nicht ungehört. In wenigen Tagen melden sich die für die Durchführung des Lagers erforderlichen hundertachtzig Studenten, freiwillig bereit, ohne jede materielle Entlohnung in Not befindlichen deutschen Grenzlandbauern zu helfen.

Das Ziel des Hilfswerks: einem durch morastiges Gelände fließenden Bach, der den Bauern der drei Dörfer Teschenau, Militsch und Jakobsdorf jedes Jahr in der Regenperiode durch Überschwemmungen zu schaffen macht, der ihre Felder und Wiesen verwüstet, ihre Brücken zerstört und zuweilen auch ihre Wohnungen und ihre Ställe unter Wasser setzt, soll ein genügend tiefes und breites Bett in Länge von mehreren Kilometern gegraben werden.

Die Aufgabe, die die jungen, schwere körperliche Arbeit kaum gewöhnten Akademiker sich gestellt haben, ist nicht leicht; aber der Geist, der sie beseelt, überwindet alle Schwierigkeiten.

Zapfenstreich und Gulaschkanonen . . .

Teschenau, etwa fünfzehn Kilometer von der tschechischen und zwanzig von der polnischen Grenze entfernt, gleicht seit Anfang August einem kleinen Heerlager. Man hört Kommandorufe und Hornsignale. Marschtritte hallen durch das Dorf. Am Abend gibt es Appell und Zapfenstreich. Im Garten des Rittergutes qualmen ein paar Gulaschkanonen . . .

Die Lagermannschaft ist in achtzehn Kameradschaften eingeteilt, deren eine jeweils — während die anderen „schanzen“ — zum Küchendienst abkommandiert wird. Sieben sind bei den Bauern des Dorfes untergebracht, acht im Gasthof einquartiert, drei haben ein leerstehendes Landhaus in Beschlag genommen. Dieses Landhaus, in ein paar Tagen den Verhältnissen entsprechend primitiv, aber doch recht zweckmäßig eingerichtet, enthält außerdem die Eßräume, ein Zeitschriftenzimmer, in dem die neuesten Zeitungen ausliegen, und eine in der Freizeit vielbenutzte Lagerbücherei; es gilt zugleich als „Stabsquartier“.

Auch einen „Küchenchef“ hat man sich mitgebracht. — Vierzig Brote, ein halber Zentner Fleisch, ein halber Zentner Wurst, vier Zentner Kartoffeln, je ein Zentner Gemüse oder Obst, hundert Liter Milch — das Quantum an Lebensmitteln,



Brotempfang.



Generalreinigung.

das im Lager von Teschenau täglich verbraucht wird, ist recht beachtlich ...

Selbstverständlich schlafen die Teilnehmer des Arbeitslagers auf Strohsäcken. Die Disziplin ist vorbildlich. Der Ablauf jedes Tages ist durch einen „Tagesplan“, der beim Appell am vorhergehenden Abend bekanntgegeben wird, genau festgelegt. Die jungen Akademiker unterwerfen sich außerdem freiwillig dem Kommando ihrer Führer.

Am Eingang zum „Stabsquartier“ ist, jedermann zur Kenntnis, die Dienstordnung angeschlagen. Sie ist charakteristisch für den Geist des ersten studentischen Arbeitslagers in Oberschlesien.

Die Dienstordnung.

1. Alle Zeiten sind pünktlich einzuhalten.
2. Beim Appell haben alle anzutreten. Beurlaubungen nur beim Lagerführer persönlich.
3. Nach dem Appell rücken die Kameradschaften in die Quartiere. Beim Zapfenstreich tritt in den Quartieren unbedingt Ruhe ein.
4. Jeder behält sein Gerät und seine Stiefel während des ganzen Lagers in eigener Verwahrung und ist dafür verantwortlich.
5. Ohne Hemd (sic!) darf nicht durch die Ortschaft gegangen und beim Essen gegessen werden. (Eine Anordnung übrigens, die sich nach ein paar heißen Tagen schon infolge des Witterungsumschwunges als überflüssig erwies.)
6. Koramagen unter der Lagermannschaft sind nicht erlaubt. Die Kameradschaftsführer bilden für Disziplinarfälle ein Ehrengericht.

Hundertachtzig marschieren im gleichen Schritt.

Der Tag beginnt früh um fünf mit dem Wecksignal. Eine halbe Stunde später ziehen die jungen Akademiker, mit Schaufel und Spaten bewaffnet, geschlossen an ihre Arbeitsstätte. Theologen und Mediziner, Volkswirte und Philosophen, Juristen und Pädagogen, Freistudenten und Korporierte, bündische Jugend und parteipolitisch organisierte: sie alle reihen sich ein, marschieren im gleichen Schritt. Sieben Stunden gemeinsamen Schaffens im knietiefen Schlamm, sieben Stunden aufeinander angewiesen sein, sieben Stunden nebeneinanderstehen und sich helfen — in diesen sieben Stunden gemeinsamen Freiwilligendienstes werden alle Gegensätze vergessen; und sie bleiben vergessen.

Daß Graben und Schaufeln diesen jungen Freiwilligen anfangs schwerfällt — wer wollte es ihnen verdenken? Aber nach kurzer Zeit schon haben sie sich daran gewöhnt. Die Fähigkeit und die Energie, mit der sie der Pflicht nachgehen, die sie selbst sich auferlegt haben, sind erstaunlich. Von Woche zu Woche wächst das Werk, dem sie dienen. Ihre Augen leuchten, wenn sie davon erzählen. Sein Gelingen erfüllt sie mit heimlichem Stolz.

Soldatische Einfachheit und Unterordnung: sie sind ihnen Selbstverständlichkeit. Und darauf beruht der Erfolg dieses ersten Arbeitslagers im deutschen Osten. Wer durch ihre Reihen geht, der fühlt: hier reifen die ersten Früchte einer neuen geistigen Haltung, hier wird zum ersten Male wieder im Geiste der deutschen Frontgeneration eine Form der Gemeinschaft gelebt, die für die Zukunft wegweisend sein kann.

Ein Grenzland nimmt Anteil.

Daß man in Schlesien dem Experiment des ersten Studentenlagers allgemein Beachtung widmet, nimmt in einer Zeit, in der die Frage des freiwilligen Grenzlandarbeitsdienstes so lebhaft diskutiert wird, nicht wunder.

Kein Tag, der den Freiwilligen von Teschenau nicht wenigstens einen „hohen Besuch“ brächte. Oberschlesische Industrie- und Wirtschaftsführer, ehemalige Selbstschußkämpfer, der Oberpräsident der Provinz, die Präsidenten des Landesarbeitsamtes Schlesien

und der Wirtschaftskammer in Oppeln, die Landräte von Leobschütz und Cosel: sie alle kommen zu den Studenten, lassen sich von ihnen ihre Arbeitsstätte zeigen und führen sie, teils in Vorträgen, teils in Diskussionsabenden, in die besonderen Probleme des Grenzlandes Oberschlesien ein. Auch in dieser Hinsicht wirkt sich das Arbeitslager auf die jungen Akademiker außerordentlich befruchtend aus; eine mehrtägige Fahrt nach Beuthen, Hindenburg und Gleiwitz vermittelt ihnen neue, erschütternde Eindrücke von deutscher Ostnot.

Mit ganz besonderer Freude begrüßt man es im Lager, daß auch die Reichswehr es sich nicht nehmen läßt, die Arbeit der Leipziger Studenten zu würdigen. Trotz strömendem Regen und grundlosen Wegen zieht nach zweistündigem Manöver von Teschenau am Nachmittag des 28. August eine Schwadron Feldgrauer mit klingendem Spiel ins Dorf ein und bivakiert mit der Lagermannschaft.

Das neue Bachbett ist inzwischen, über zwei Meter tief und mehr als drei Meter breit, in einer Länge von fast zwei Kilometer fertiggestellt.

Gespräch mit dem Führer.

„Von gewissen Kreisen wird Ihnen Freiwilligen die Vorkhaltung gemacht, daß sie durch die Errichtung ihres Arbeitslagers schlesischen Arbeitslosen eine Erwerbsmöglichkeit genommen hätten. Haben Sie schon davon gehört?“

„Der Vorwurf, Arbeitslosen eine Erwerbsmöglichkeit genommen zu haben, trifft uns nicht. Im Gegenteil: erst durch unser Eingreifen, unter Verzicht auf jede Entlohnung, ist es ermöglicht worden, die Arbeitslosen der drei Dörfer zu beschäftigen; sie arbeiten mit in unseren Reihen. Ohne unser Hilfswerk wäre die Regulierung der Straduna bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen, wie uns von maßgebender Seite mehrfach versichert worden ist, auf Jahre hinaus vollkommen unmöglich gewesen.“

„Wie haben Sie es eigentlich fertiggebracht, den Transport, die Verpflegung und die Beschaffung der Geräte zu finanzieren?“

„Diese Kosten trägt, abgesehen von der Verpflegung, die Wassergenossenschaft, der die Bauern der drei Dörfer angehören. Sie hat infolge unseres Eingreifens einen größeren Kredit erhalten und wird die Regulierung — und zwar höchstwahrscheinlich durch Beschäftigung von Erwerbslosen — vollkommen durchführen können. Natürlich bezahlt sie auch die Vorarbeiter, die unsere Arbeit zu leiten hatten. Für die Kosten der Verpflegung sind wir selbst aufgekommen, die Teilnehmer haben bei Beginn des Lagers einen Beitrag von 30 RM. gezahlt, soweit sie dazu in der Lage waren.“

„Zu all den Opfern an Zeit und Arbeitsleistung also auch noch ein finanzielles?“

„Ja. Aber wir haben auch das gern gebracht. Soweit wir es nicht konnten, sind die Selbstverwaltung unserer Studentenschaft und ein paar Freunde unserer Sache eingesprungen.“

„Und wie denken Sie über die zukünftige Durchführung derartiger Arbeitslager?“

„Darum ist mir nach den Erfahrungen, die wir hier gemacht haben, nicht bange. Unser Lager war ein Experiment, und man kann jetzt wohl sagen: dieser erste Versuch ist geglückt ... Wir sind als kleiner Vortrupp nach dem deutschen Osten marschiert, aber nach uns werden viele Tausende kommen ...“

Freiwillige Arbeit im Dienste der Nation ...

Über dem Werke der hundertachtzig Freiwilligen von Teschenau weht auf weißem Felde das schwarze Kreuz: das Symbol, unter dem deutsche Ordensritter einst die deutsche Idee nach dem Osten trugen ...

„... nach uns werden viele Tausende kommen ...“
Werden sie kommen?



Vorstadtgelände.

Radierung von A. Frank.

Kulturbriefe aus dem Ruhrland.

Von Alfons Steinrötter.

I.

Lieber Freund!

Welch ein idyllischer Ort — das Schloß Horst und seine nächste Umgebung. Allerdings nur hundert Schritt im Umkreis des Schlosses. Von seinen Terrassen aus sieht man in nächster Nähe schon die Schächte und Schöte der Fabriken und Zechen. Von der Rennbahn kann man absehen. Sonntag war ich hier — in Deinem Geburtsort. Ich habe — ich will Dir alles in Ruhe schreiben.

Es herrscht hier im Ruhrgebiet ein eigenartiger Geist. Ich weiß noch nicht, ob ich — wie Du — pessimistisch sein soll oder optimistisch. Man kann sich nicht sogleich zurechtfinden. Auch die Leute hierselbst scheinen sich noch nicht klar darüber zu sein. Wenn sie eigene Meinungen haben, sind sie zumeist nicht zufrieden hier; wenn sie bestimmte herrschende Meinungen vertreten, sind sie erst recht unzufrieden. Mit den letzteren kann man aber nichts anfangen. Sie sind Nachläufer und erklären alles mit Schlagwörtern, die ihnen lange genug eingehämmert worden sind. Hier ist noch nichts Endgültiges, Einheitliches anzutreffen. Alles schwimmt noch.

Ich habe nun einen jungen Menschen gesprochen, von dem ich etwas hielt. Er gesellte sich zu mir auf der Terrasse des Schlosses. Er sagte mir, er fühle sich hier im Industriegebiet am wohlsten. Wenn er nach längerer Reise wieder zurückkehre, so freue er sich immer wieder, wenn er vom Zuge aus der ersten Schöte, Schächte und Fabriken ansichtig würde. In diesem Gebiete herrsche wirkliches Leben; hier seien Probleme, Aufgaben, die niemand zur Ruhe kommen lassen. Hier gelte

es jetzt, ein neues Reich heraufzuführen. Was sich jetzt noch darbiete, sei vielfach noch Chaos. Aber Wege zur Ordnung und Neugestaltung würden allenthalben vorbereitet und beschritten. Es sei eine Freude, zu sehen, wie gearbeitet würde, wie das Neue allmählich das Alte überwinde. — Es bereite sich nun ein ganz neues Leben vor, ganz neue Ideen seien fast unbemerkt aufgetreten. Das Sonderbare daran sei, daß dieses Leben und diese Ideen nicht bewußt gepredigt und geäußert würden. — „Man arbeitet nur — und die Werke strömen dieses Neue aus, das zu Anfang unmerklich sich verbreitert, in das Herz, in das Empfinden der Bevölkerung eindringt. Allmählich aber wird man es gewahr und — man ist erstaunt.“

„Sicherlich können Sie dies noch nicht merken. Man muß hier groß geworden sein, an der Entwicklung teilgenommen und von den älteren Leuten immer gehört haben, was hier geplant sei, was dort wieder gemacht würde, wie sich alles auswirke. Sie müssen auch bedenken, was für eine Bevölkerung hier ist. Zu Tausenden — wie sie auch hier herumlaufen — haben sie keine eigene Meinung. Sie werden von der Arbeit, vom Leben gehalten und finden in ihrer begründeten Unzufriedenheit zu leicht den Anschluß an politische Bewegungen, die ihnen das Letzte noch nehmen, was ihnen selbst helfen könnte: die Besinnung und klare Überlegung, den Willen und ein würdiges Ziel.“

„Aber das ist durchaus verständlich. Der größte Teil dieser Bevölkerung ist aus allen Richtungen der Arbeit folgend in dieses Gebiet eingewandert. Die einheimische Bevölkerung verhielt sich ablehnend und reserviert. Nichts war vorbe-

Gang zur
Schicht.



Lithographie
von
L. G. Schmidbauer.

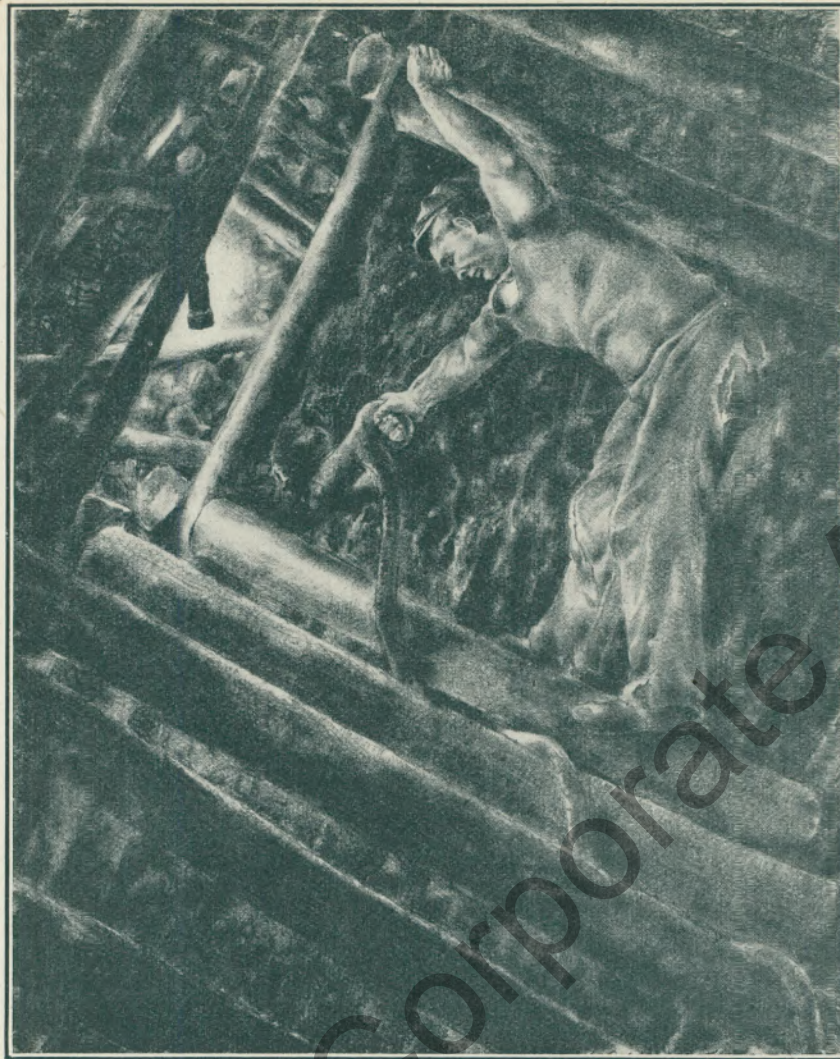
reitet, um diesen Zustrom erfassen zu können. Man baute in aller Eile Häuser — einfache und billige —, nur damit sie ein Unterkommen hatten. An weiteres dachte man damals noch nicht; denn nur ihre Körperkräfte wurden verlangt und bezahlt. So lebten diese Menschen seit Jahrzehnten in den gleichen Verhältnissen.

Anscheinend muß jede Zeit einen Fehler haben, den die nächste wieder wettmachen muß. Die Menschheit entwickelt sich nun doch seit Jahrtausenden. Aber von einer Vollkommenheit ist sie noch weit entfernt. Sie wird wohl niemals dahin gelangen. Heute scheint die Menschheit daran zu leiden, daß sie — im Schweige des Angesichtes ihr Brot essend — vergift zu leben, als Menschen zu leben. Das — glaube ich — ist besonders hier im Ruhrland das Übel, daß die Ruhrländer wohl zu arbeiten, aber nicht zu leben verstehen. Es ist auch verdammt schwer, jetzt wahrhaft Mensch zu sein und als Mensch würdig zu leben. Daß alte Leute angesichts dieser Zustände und Verhältnisse die Hoffnungen verlieren und pessimistisch sind, ist durchaus verständlich. Aber wir sind jung und müssen Aufgaben sehen. Wir sind ja auch wegen der Jugend optimistischer. Sehen Sie, man findet doch gesunde Merkmale — und vor allem: ich kenne eine Reihe Menschen, die mit mir gleicher Ansicht sind. Das stärkt die Hoffnung — und ein bequemes, beschauliches Leben sind wir schon gar nicht gewohnt. — Vielleicht auch ist das, was wir Optimismus nennen, im Grunde nur zähe Verbissenheit, die einem starken Willen und Wunsche entspringt. Weil wir das, was vom menschlichen Standpunkt gleichgültig sein könnte, vom wirtschaftlichen und technischen Standpunkt aber notwendig ist, nicht ändern können, suchen wir eben daraus das Beste zu nehmen und uns selbst danach zu richten. Das begründet auch eigentlich meinen Optimismus. Die Menschen werden lernen, die Dinge richtig zu erfassen und geistig zu durchdringen. Die Werte der Dinge werden sich mit den persönlichen Werten

der Menschen auf einer Ebene berühren. Dann werden sich die Menschen und die Dinge gegenseitig fördern. Langsam, aber stetig aufwärts. — Wenn ich dann weiterdenke, komme ich zu dem Ergebnis, daß die Menschen des Industriegebietes, die vielfach heute kulturell noch auf niedriger Stufe stehen, schließlich die Menschen mit der höchsten Kultur sein werden. Ihre ganze Umwelt ist doch fast ausschließlich von Menschengeist und Menschenhand geschaffen. Das setzt eigentlich schon eine hohe Kultur voraus. Der Mensch müßte sich hier eigentlich wie in seinem Reiche fühlen, da er doch immer nur mit seinen Machterzeugnissen umgeht. Aber das alles, was bis in die jüngste Vergangenheit von Menschen geschaffen wurde, atmet einen unfreien Geist. Einen Geist, der die Menschen nicht menschlich nahm. Das rächt sich. Aber heute herrscht bereits ein anderer Geist. Sehen Sie sich die neuen Bauten und Siedlungen an, wie sie planvoll angelegt werden und der Natur, Luft und Sonne, zugänglich sind. In den neuen Wohnungen finden Sie alles, was der Mensch braucht, um sich wohllich — als Mensch — niederzulassen. Zu diesem glücklicheren Teil der Bevölkerung gehören auffallenderweise diejenigen, welche in diesen Anlagen von den üblen Gestalten so wohlthuend absteigen. Das ist schon eine hochbedeutsame Wirkung, die zu größeren Erwartungen berechtigt.“ —

Die Gedanken meines Nachbarn haben mich — ich will es gestehen — schwankend gemacht. Wahrscheinlich ist Dein Pessimismus auch jetzt noch vielfach berechtigt. Aber ein derartiger Optimismus machte auf mich einen tiefen Eindruck. Es muß hier im Industriegebiet etwas Großes vor sich gehen, von dem man jetzt noch das Wenigste kennt. Es handelt sich nicht mehr allein um wirtschaftliche, lohnpolitische, kommunale oder soziale Probleme, sondern es kommt etwas Neues hinzu, das allein auf den Menschen zurückgeht. Ich will den Dingen einmal auf den Grund gehen. Vielleicht kann ich Deinen Pessimismus überwinden.

Im Steilflöz.



Lithographie
von
L. G. Schmidbauer.

II.

Lieber Freund!

Mehrere Tage bin ich jetzt durchs Ruhrgebiet gereist, und ich habe etwas Wertvolles heimgebracht: die Erkenntnis, daß es hier eine Besserung gibt.

Was ich zunächst festgestellt habe: Überall herrscht das gleiche Bild, die gleichen Zustände, die gleiche Entwicklung. Für Essen, Dortmund, Bochum, Duisburg, Gelsenkirchen, Oberhausen — wie die Städte alle heißen — findet sich ein Typ — die Ruhrstadt. Der Ruhrländer ist überall gleich, ebenso das Leben hier.

Eins bedrückt uns jetzt alle schwer — die Arbeitslosigkeit. Durch die Tore der Zechen und Fabriken strömen beim Schichtwechsel immer weniger Arbeiter. Häufig öffnen sich die Tore den ganzen Tag nicht — bei Feierschichten. Die Schloten rauchen immer lässiger. Man sieht in den Türmen der Förder-schächte die sonst nie rastenden Räder immer häufiger und länger aussetzen. Auf den Zechenplätzen steigen mit jedem Tage die Kohlen- und Koksstacken. Und das Volk liegt auf den Straßen.

Womit soll sich die Masse beschäftigen? Als sie noch arbeitete, war sie einen Teil des Tages in den Werken und kehrte dann müde heim. Viel Muße hatte sie dann nicht. Jetzt ist sie im Besitze der Muße und kann sie nur wenig ausnützen. Das muß auf sie tödlich wirken, diese Langeweile und Regellosigkeit. Dazu die drückende Not und die Unzufriedenheit. Jetzt muß es sich beweisen, ob die Ruhrbevölkerung Kultur hat und trotz der ungünstigen Verhältnisse Besinnung behält. Ob sie ihre freie Zeit mit anderen Gedanken zubringt als nur über die Notdürftigkeiten des Alltags? Man hat hier nun mit anderen

Maßstäben zu messen. Wenn die Bevölkerung sich ernst und friedlich aufführt, so ist das schon ein sehr gesundes Zeichen. Wisse, daß jetzt Hezer und Demagogen eine gute Konjunktur haben. Aber was sieht man? — Die Bevölkerung zieht im Sommer scharenweise an die Naturstätten, an die Flüsse, Kanäle und Strandbäder. Hier bringt sie den Tag zu und kehrt dann gesund und mude vom Lummeln heim. Sie begnügt sich mit dem, was die Not ihr läßt. Welch großen Segen schaffen jetzt die Naturanlagen und die Lummelplätze für die Bevölkerung! — Welche Gefahren würden zu befürchten sein, wenn das Volk immer in den dumpfen Häusern, auf den staubigen Straßen oder in den dunklen Hinterhöfen — wie im Winter — festgehalten würde! — Hier müßte sie verkommen und dunkle Pläne schmieden, wie sie immer aus den Nisthöhlen des Lasters und des Hasses stammen. Aber die Sonne, die gesunde Luft und das erfrischende Licht wirken Wunder. Die Erregung bei der Bevölkerung ist verhaltener, weil sie selbst besonnener geworden ist. Sie sieht mit klarerem Blick und vermag über die bestehenden Verhältnisse, über die Entwicklung der Umwelt und über die Zeit schon ein wahres Urteil abzugeben. Ihre Kritik ist schon weit gefälliger, auch wenn sie noch stark unter den verworrenen Begriffen und den eingehämmerten Schlagwörtern leidet.

Ich hätte das, was im Industriegebiet an Hervorragendem und Außergewöhnlichem geleistet worden ist, ohne Bedenken gebilligt und für gut befunden, wenn ich nicht durch die Kritik einiger einfacher Arbeiter zum Nachdenken gezwungen worden wäre. Ich frage mich jetzt selbst: Genügt es, wenn man die Umwelt des Ruhrländers nach den besten Plänen und Erfahrungen verbessert, ohne den Menschen selbst besser anzu-

leiten und ihm die Bedeutung klarzumachen? — Die neuere Entwicklung ist gleichsam eine ideale Leistung, die nicht immer auf ganz realen Grundlagen basiert. Man hat nicht immer Maß gehalten; man hat den Standpunkt von einem idealen Ruhrlande genommen. Maßgebend waren nicht die Forderungen und Fähigkeiten der Durchschnittsbevölkerung, sondern die Wunschbilder der wirtschaftlich und sozial begünstigten Schichten. Zumindest sind die Pläne von Sachleuten aufgestellt und ausgeführt worden, die Idealbilder vor Augen hatten. Der Arbeiter fragt sich mit Recht, ob es notwendig ist, daß z. B. die Verbandsstraßen — jene durch das gesamte Ruhrgebiet vom Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk mit großen Kosten angelegten und für jeden Verkehr berechneten Straßenzüge — schon jetzt mit diesem Eifer betrieben werden, während es weit lohnendere und bessere Aufgaben gibt. Ist es weiter notwendig, daß die öffentlichen Verwaltungen und Behörden alle monumentale und teure Verwaltungsgebäude errichten, die nicht den tatsächlichen Bedürfnissen entsprechen? — Der unkundige Arbeiter, der keine triftige Begründung dafür hat, erklärt dies mit dem Vorzug des „Kapitalisten“, während er selbst armselig und vernachlässigt weiterleben und für diesen Luxus Steuern zahlen könne. So fragen sich nicht nur die Arbeiter, sondern auch die anderen Bevölkerungsteile. Man sieht hieraus, daß der Sinn und der Blick für Zweckmäßigkeit ein Grundzug der Ruhrbevölkerung sind, und daß der Verstoß gegen die Zweckmäßigkeit leicht unliebsame Folgen haben kann.

Diese Erscheinungen, die von vielen Kreisen als Ungerechtigkeit und Luxus empfunden werden, habe ich nun allenthalben bemerkt. Eine reale Begründung hierfür habe ich aber nicht finden können. Diese Tatsache ist eben eine Erscheinung der Zeit, sie liegt im Zuge der Entwicklung. Während die Anfangsjahre diese unwürdigen Bilder in den Großstädten schufen, ist die Jetztzeit, um diese Bilder auszuwischen, gleich in das Gegenteil gefallen.

Freilich, man konnte auch tatsächlich keinen passenden Maßstab aus dem Leben hierselbst nehmen, weil in allem Extreme herrschen. Weil die jetzigen Gebilde für eine lange Zeit berechnet sind, mußte das Beste gewählt werden. Aber man sagt es der Bevölkerung nicht, daß die Gegenwart für die Zukunft schaffen muß. Man sollte ihr die Ziele klarmachen, damit sie für diese gern Opfer bringt. Außerdem — wer übernimmt die Aufgabe, die Bevölkerung selbst der neuen Umwelt anzupassen und sie richtig einzuführen? — Es gibt so vielerlei Möglichkeiten, die Bevölkerung aufzuklären und anzuregen. Es wird lange dauern, ehe dieses schwerfällige und skeptische Volk selbst das Neue versteht und die Begründung dafür findet. Es genügt nicht, daß es sich schließlich damit abfindet und alles als zeitlich ansieht. Es muß das Neue verstehen und erfassen, mit seinem Geiste und seiner Seele. Ich sehe noch manche Aufgabe der Lösung harren, ehe in diesem Lande wieder wahrhaft Kultur erstehen kann. Wie krampfhaft vollzieht sich hier das Leben und alle Entwicklung! Es fehlt die Begeisterung, der Elan, die bezwingende Anmut des Kampfes. Ob die Vervollkommenung der Technik, welche den Kampf mit der Materie immer ungefährlicher für Leib und Seele machen kann, nicht auch eine leichtere Lebensart hier bringen wird? — Vielleicht, wenn die jüngste Generation das Ruder führt.

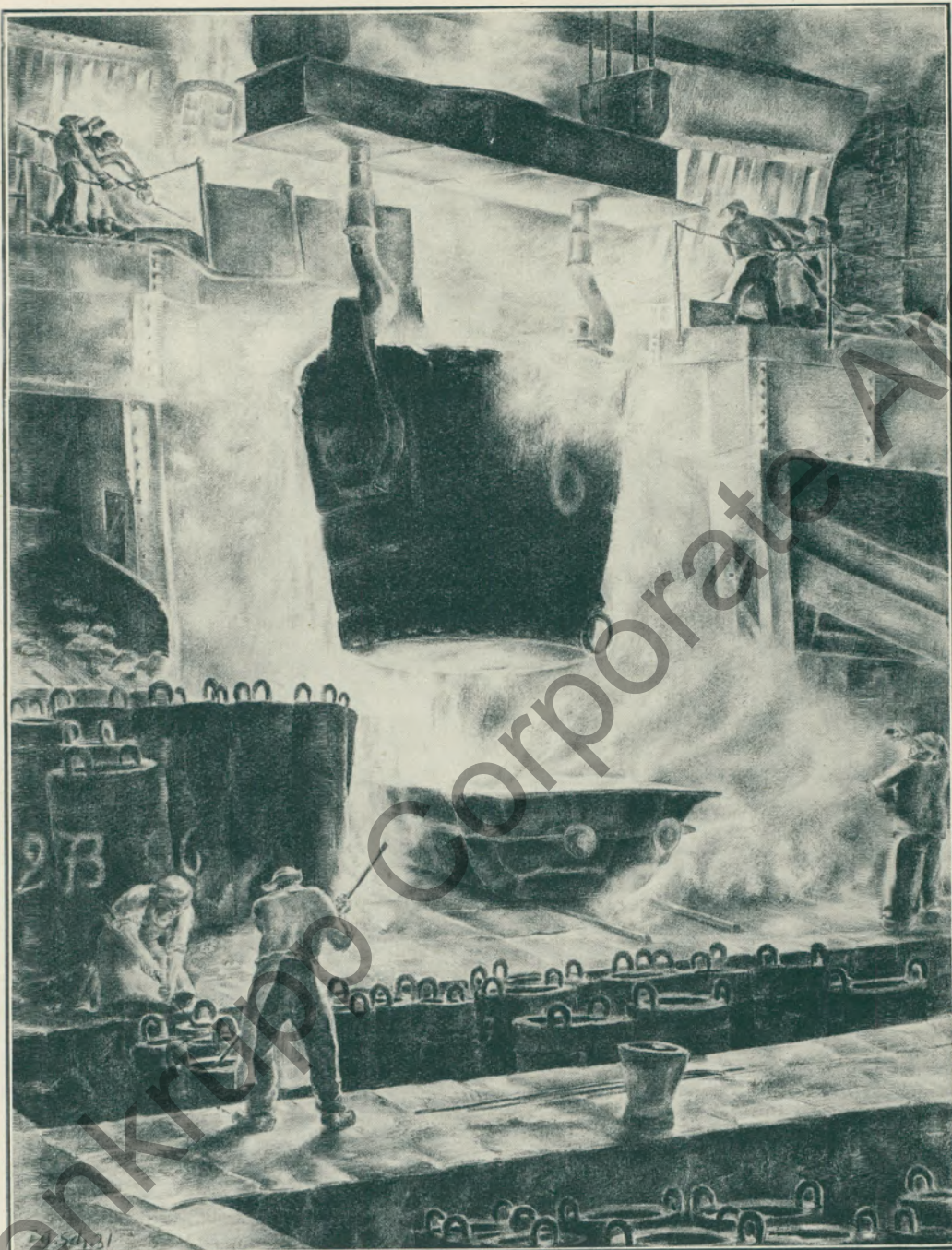
Ich sehe hier die Jugend in Begeisterung für Technik. Auf einer Straße in Dortmund hatte ein junger Motorradfahrer eine Panne. Er schob das Rad an eine Wand und begann mit der Reparatur. Gleich hatte sich eine Anzahl Jungen eingefunden, welche mit Rat und Tat behilflich waren. Ich staunte über ihre Kenntnis der Motorzusammensetzung und der Fachausdrücke. Sie kennen alles an einem Motorrad und können sich ganz darin einleben. Den Mechanismus des Motorrades beherrschen sie so gut wie das Spiel. Und alles, was

funktioniert, hat für sie Wert; aber sie wollen es verstehen. Auf dem Motorrad sitzen und die stampfende und rasende Kraft zu beherrschen, ist ihr Wunsch und Trachten. In diesem Erlebnis fühlen sie sich als Herrscher, als Feldherren und Führer einer starken, nur schwer zu bezähmenden Macht. Wie ernst und würdevoll führen sie sich, wenn sie eine solche Maschine zusammensetzen und untersuchen können — als ob es ihr Werk sei. Sie alle arbeiten daran wie treue Kameraden. Wenn dann der Fehler oder Defekt beseitigt ist und das Werk ihrer Hände funktioniert, beginnt in ihnen die Ahnung des Schöpfers zu wirken. Welche Genugtuung und verhaltene Freude habe ich in den Augen dieser Jungen gesehen, als das Motorrad wieder rasselte und die seltsamen Elemente zu toben begannen! Sie verfolgten die davoneilende Maschine, bis sie verschwand, und vereinigten sich dann wieder im Spiele — wie treue Kameraden, welche Arbeit, Erlebnis und Freude teilen.

Lieber Freund, findest Du einen Zusammenhang zwischen der neuen Umwelt hier und diesem Geist, dieser Gesinnung? — An diesem Vorfall habe ich so recht das Große erkannt, das hier vor sich geht. Der neue und passende Mensch ist gefunden. Zwei Welten, die da draußen und die in der Menschenbrust, haben sich gefunden, und der Mensch fühlt sich als Herrscher. Der Glaube, der Mensch sei ein Sklave der Maschine geworden, verschwindet. Man hat andere Erklärungen für die neuen Erscheinungen, Erklärungen, welche der selbstbewußte und geistige Mensch gibt, der sich alles untertan macht. Ich habe das Empfinden, daß der Mensch hier größer wird als seine gigantischen Gebilde. Und zwar nicht nur der Techniker, der Ingenieur, der Wirtschaftler und Architekt, sondern das ganze Volk. Der einfache Mann nimmt den Geist und die Größe an, die sich jetzt erst in den Werken äußern.

Betrachte eine moderne Industrieanlage! — Techniker, Ingenieure und Architekten haben sich hier in gemeinsamer Arbeit und in gemeinsamer Kraft zusammengefunden. Die Materie ist restlos beherrscht. — Die Maschinen und technischen Gebilde, obwohl sie spezifischen Gesetzen unterworfen sind und in der Anordnung nicht willkürlich behandelt werden können, zeigen in der modernen Form den Sieg des Geistes über die Materie. Vergleiche z. B. die plumpe Gestalt einer Lokomotive aus den Anfangszeiten mit der eleganten, proportionierten und gigantischen Lokomotive von heute! Du siehst, wie der Techniker und Ingenieur die Naturgesetze und die technischen Funktionen in der Gewalt haben muß, wenn er das ganze Werk in eine wohlgefällige Form bringt, ohne daß die Leistung beeinträchtigt wird. Diese Form nähert sich immer mehr der Kunst. Technik an sich hat mit Kunst noch nichts gemein, aber sie kann künstlerisch gestaltet werden. Und das geschieht heute. Nicht nur an der einzelnen Maschine, sondern auch in der Zusammensetzung und Anordnung der Maschinen zu einem industriellen Werk. Eine Kokereianlage, wie sie jetzt gebaut wird, stellt bereits eine vollständige Beherrschung der Materie dar, die gerade in diesem technischen Zweig so kompliziert ist. Kokerei, Kohlentürme, vielgestaltige Nebenproduktanlagen, Gasometer usw. — alles reiht sich sinnvoll und in gefälliger Form aneinander. Die Verkleidung aber verrät schon Kunst. Der moderne Architekt, der die Pläne eines solchen Werkes entwirft, muß zu gleicher Zeit Techniker und Ingenieur sein. Die Werkgebäude sind ebenso architektonisch aufgeführt wie ein modernes Wohnhaus, wie eine neuzeitliche Siedlung.

Ich habe hier einige der modernen Werkanlagen besichtigt. Es wurde mir klar, daß hier im Einzelnen wie im Gesamten das Materielle geistig und künstlerisch durchdrungen und gestaltet ist, daß der Mensch immer stärker über das Materielle hinauswächst. Hier — im Äußeren — tut sich eine Bewegung kund, die nach neuen Ideen und neuen Formen drängt. Diese Ideen und Formen sind aber vorerst noch blutleer. Man spürt



Abstich im Martinwerk.

Lithographie von L. G. Schmidbauer.

es, daß man es hier nur mit dem Wesenhaften zu tun hat. Aber es wird schon innerlicher, wenigstens verschiedenlich. Es fehlt noch die Seele. Das Letzte ist noch nicht erreicht. Alles drängt gewissermaßen darauf. Wenn kein Leben in den modernen Gebäuden ist, sind sie auch insgesamt tot, weil sie nicht selbst lebendig sind, sondern nur Hüllen darstellen, auf ein bestimmtes Leben eingestellt. Dieses Leben wird gleichsam gefordert; das Gegenwärtige ist es noch nicht. Ich empfinde vielfach noch eine Disharmonie zwischen den Hüllen — den Trägern wesenhafter Ideen und Formen — und dem noch blutleeren Leben darin. Der Mensch hat sich in der neuen Umgebung noch nicht vollends zurechtgefunden, er wird sich auch erst spät darin zurechtfinden; denn er muß sich gänzlich erneuern. Zu den modernen Gebäuden passen keine politisch und sozial verkümmerten und verheßten Menschen, sondern nur geistige und kultivierte Menschen, welche die Beherrschung der Materie und der Natur an sich tragen und Freiheit in sich fühlen.

Ich habe in den Werken die Menschen arbeiten sehen. Wie die modernen Werke angeordnet und organisiert sind, weist Du. Man hat die Arbeit geteilt und läßt sie größtenteils durch Maschinen leisten. An der Herstellung eines Gegenstandes ist eine Reihe von Arbeitern und Maschinen beteiligt. Jeder Arbeiter und jede Maschine verrichten ein und dasselbe Teilstück der Arbeit. Am Ende erscheinen die fertigen Gegenstände — eins gleicht dem anderen — in Serien und in typischer, normalisierter Form. Kein Arbeiter kann beim Anblick eines solchen fertigen Gegenstandes sagen: „Das ist mein Werk!“ — Aber wenn ich diesen Gegenstand in die Hand nehme und frage, wer daran gearbeitet hat, würde ich sie alle rufen hören: „Wir haben gemeinsam dieses Werk geschaffen!“ — Und wie schaffen sie? — An den Maschinen oder am laufenden Band eine und dieselbe Verrichtung. Sie bedienen die Maschine und kontrollieren deren Gang und Arbeit — nach dem Lauf der Gesamtarbeit. Einige Gruppen, die an monotoner und hastiger Arbeit stehen und kaum aufblicken können, möchte ich bedauern. Es ist wahr, diese Arbeiter müssen geistig reger und wissender sein, damit sie nicht dem Stumpfsinn, der Monotonie, verfallen. Ist das von Vorteil oder Nachteil? — Die Praxis beweist es schon. Der Mensch, der sich mit geistigen Dingen beschäftigen kann und nicht von der Arbeit selbst befriedigt zu werden braucht, findet in dieser Arbeit das ihm Zusagende und Angemessene. Weil ihm geistige Freiheit gelassen ist, während nur sein Körper arbeitet.

Größeren Anteil an der Arbeit nehmen von vornherein die Menschen, welche an der Maschine arbeiten. Diese gehen zumeist in ihrer Maschine auf und finden fortwährend Anregung und Befriedigung. Auch zur Beschäftigung mit geistigen Dingen haben sie genügend Muße. Beim Anblick dieser Arbeiter dachte ich an jene Jüngens, die mit Leib und Seele beim Motorrad waren und nichts lieber wünschten als eine solche Maschine. Hier würden sie ihr geeignetes Betätigungsfeld finden. Hier haben sie Maschinen, über die sie herrschen können. Aber nicht willkürlich nach ihrem Sinn und ihren Einfällen, sie müssen sich dem Gesamten anpassen. Ihre Maschinen müssen den gleichen Takt und Rhythmus haben wie die anderen. Es herrscht ein Gemeinschaftsbetrieb in den modernen Werken. Und alle sind Kameraden, Maschine und Mensch.

Das ist es, lieber Freund, was mich so tief berührt in den modernen Werken. Ich sehe aufgeschlossene Räume, in denen ein klarer Geist herrscht. Ein besserer Mensch hat hier Hand angelegt und würdigere Gebilde geschaffen. Wo die Arbeit fruchtreich gelingt, da steht hinter der Maschine, am laufenden Band, ein glücklicher, kultivierter und verstehender Mensch. Man empfindet, was hier vor sich geht, ist Dienst — nicht dem schnöden Mammon, sondern der Menschheit, der Kultur. Und an diesem Fortschritt hat nicht der Fabrikherr, der Juge-

neur, der Techniker, der Architekt allein Anteil, sondern jeder einzelne. Solange noch ein Mensch darin arbeitet, der sich als Sklave fühlt, ist die Harmonie gestört, leidet der Raum, der Geist, der darin herrschen soll. Ist dies nicht auch die Ursache dafür, daß noch manche ungünstige Kritik an den Gebäuden und Arbeiten der Kommune, Behörden, der Wirtschaft usw. geübt wird? Diese Gebilde und Arbeiten werden gleichsam nur nach abstrakten, von der Realität weit entfernten Ideen geleistet. Es sind — wie ich sagte — Idealleistungen, Arbeiten nach Idealbildern. Der gewöhnliche Mensch aber ist in seiner Unkenntnis gelassen worden. So muß ihm das Neue fremd erscheinen, weil es ihm zu hoch ist.

Wann will man dazu übergehen, die Seele und den Geist dieser einfachen Arbeiter zu gewinnen? — Will man nicht einsehen, daß die Seele und der Geist in diese neue Umwelt, in diese Gebilde von den einfachen Arbeitern hineingetragen werden müssen? — Es wird höchste Zeit, daß man von analysierten Menschenwerten zum Menschen selbst, zur Seele zurückkehrt. Bis jetzt hat es noch gut gegangen. Aber nun steht man am Ende. Der Mensch muß entweder sinnvoll in die neue Welt eingeführt werden, damit das Ganze harmonisch vom Leben durchflutet wird, oder er bleibt auch weiterhin fremd. Dann — ich will es nicht weiter ausführen — aber ich sehe schwarz. Schlimm für diejenigen, welche die Verantwortung tragen. Die Seele und der Geist lassen sich nicht durch Pläne, durch Arbeiten am grünen Tisch erringen. Da muß man zum Volk selbst hinabsteigen. Hinabsteigen, sage ich. Es ist notwendig, den „Kumpel“, den Bruder Arbeiter zu gewinnen, ihn glücklicher zu machen; denn man merkt es an der Produktion, wenn hinter der Maschine ein zufriedener und glücklicher Mensch steht. Nicht nur das. Die neue Umwelt fordert geradezu diesen Menschen, diese Seele und diese Brüderlichkeit. Erst mit diesen Werten hat das Neue Bestand, übt es Segen und Nutzen.

Lieber Freund, erinnere Dich an den jungen Mann, den ich im ersten Briefe erwähnte. Ich verstehe ihn jetzt. Hier sind Probleme, die einen Menschen begeistern und halten können. Probleme, die in die tiefste Tiefe und höchste Höhe reichen. Wer vermag sie ganz zu erfassen, vielweniger endgültig zu lösen? Das Streben geht heute nach Harmonie des Äußern und des Innern. So wie die neue Welle, die sich nur über die Technik und über die Gebilde warf, mit sich eine Psychose von so starker Wirkung führte, daß das Einzelne und Besondere kaum mehr beachtet wurde, so muß vom Volke aus ebenso eine Welle ausgehen, welche sich mit der ersteren vereinigt. Auch diese Welle muß von einer Psychose begleitet werden, die nur auf große und erhabene Ideen gerichtet ist und das Kleinliche, Häßliche außer acht läßt. Der neue Geist, der sich erst noch am Elementaren äußert, ist gleichsam im jetzigen Kampfe wie eine Fahne zu weit nach vorne geworfen worden. Die kämpfende Masse, welche die Entscheidung erst herbeiführt, folgt nur langsam, vielfach misgütig, kraftlos. Sie muß erst angefeuert werden. Wenn sie dann kraft- und mutvoll vordringt — der Fahne nach —, dann erst hat das Neue den Sieg errungen.

Zum Schluß bedenke, daß der Raum hier überfüllt ist mit Kräften, während die Apparatur sich stetig steigert und Kräfte erübrigt. Muß es da schließlich nicht zu der Aufgabe kommen, in dem Raume, der jetzt zunächst erst besser aufgeteilt und organisiert wird, auch eine bessere innere Ordnung zu schaffen? Dann hat man sich zu fragen, welche Ordnung hier notwendig ist: eine freiheitliche Ordnung von geistigen und kultivierten Menschen — wie in einem Ordenshause — oder eine solche, die von der Polizei gewahrt werden muß. Das gibt zu denken. Aber ich glaube an die Vernunft und Kraft des Volkes und an eine höhere Macht, welche alle Ordnungen erläßt und auch hier die richtige erzeugen wird.

Wenn wir nur das Unfrige tun!

Schluß folgt.

Alte Werft
in Hamburg.



Radierung
von
Walter Zeising.

Die wirkliche Wirtschaft.

Von Ludwig Reinerz

IV. Wie weit hängt die deutsche Wirtschaft vom Ausland ab?

Das Problem der internationalen Verflechtung.

III.*

A: Zum Schluß hätte ich gern noch ein Bild über den zahlenmäßigen Umfang der internationalen Kapitalverflechtung.

B: Es gibt hierüber natürlich nur ungefähre Schätzungen. Für 1913 nimmt man an, daß die großen Gläubigerländer, nämlich England, Frankreich, Deutschland und einige andere, damals etwa 240 Milliarden heutiger Mark in fremden Ländern langfristig angelegt hatten. Hiervon entfielen auf England und Frankreich je 90 Milliarden, also etwa ein

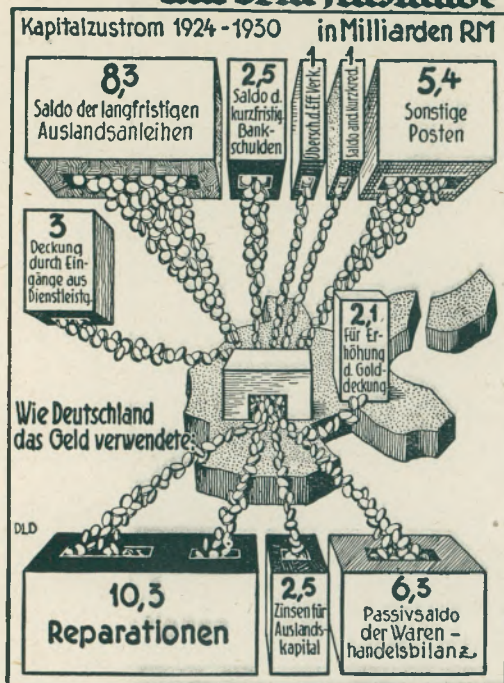
* Vgl. das August- und Septemberheft 1931.

Fünftel ihres gesamten Volksvermögens, auf Deutschland etwa 30 Milliarden. Die Vereinigten Staaten gehörten damals noch zu den Schuldnerstaaten.

Jedes Jahr exportierte England damals etwa 3 bis 6, Frankreich etwa 2,5 bis 3, Deutschland etwa 1 ½ Milliarden weiteres Kapital.

Heute dürfte die langfristige Kapitalanlage in fremden Ländern etwa 250 Milliarden betragen. Aber es sind andere Länder Kapitalgeber geworden. Vor allem sind die Vereinigten Staaten als Geldgeber an die Stelle Deutschlands getreten.

Deutschlands Kapitalverkehr mit dem Auslande



Woher Deutschland Auslandskapital erhielt, und wie es verwendet wurde.

Der größte Teil der aufgenommenen Auslandskredite ist für die Zahlungen der Reparationen verwendet worden, also ohne jede Gegenleistung ins Ausland gewandert, während in Wirklichkeit eine Ausdehnung des Kreditvolumens unbedingt eine Ausdehnung des Handelsvolumens zur Voraussetzung haben muß.

A: Werden nicht die Vereinigten Staaten allmählich zu Kapitalgebern der ganzen Welt? Sie haben doch gewaltige Zinseinnahmen aus ihren ungeheuren Auslandsforderungen. Außerdem ist ihre Handelsbilanz aktiv. Hieraus fließen ihnen immer neue Deviseneinnahmen zu. Diese Beträge müssen sie doch, nach dem, was wir vorhin besprochen, immer wieder von neuem im Ausland anlegen. Auf diese Weise gewinnen sie doch allmählich die finanzielle Welt Herrschaft.

B: In dieser Argumentation stecken zahlreiche Irrtümer.

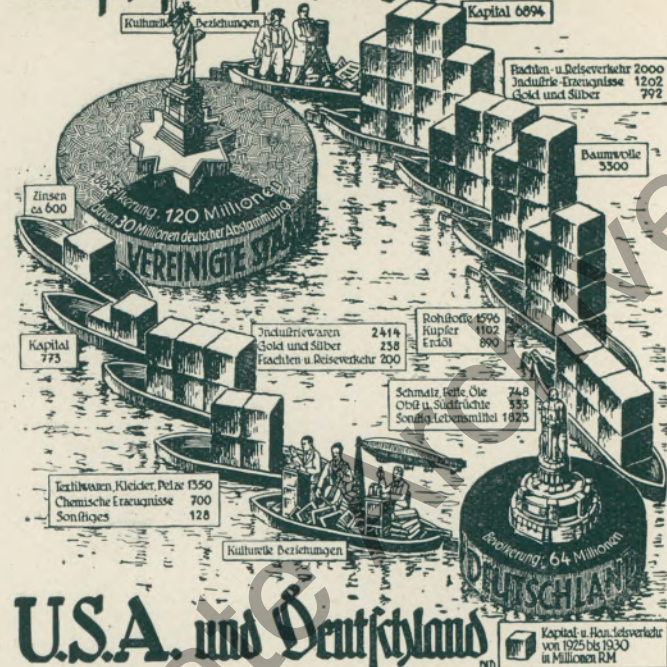
Die Vereinigten Staaten erhalten von Europa jährlich etwa 1 Milliarde Dollar Zinsen. Aber sie müssen auch etwa 400 Millionen Dollar Zinsen an Europa zahlen. Denn nach wie vor hat auch Europa große Kapitalien in Amerika investiert. Es bleibt also ein Nettoszinsüberschuß von nur 0,6 Milliarden Dollar. Hierzu kommt dann der Aktivsaldo der Handelsbilanz mit etwa $\frac{3}{4}$ Milliarden Dollar. Das sind zusammen reichlich $1\frac{1}{4}$ Milliarden.

Aber es wäre ganz falsch, anzunehmen, daß die Vereinigten Staaten somit reichlich $1\frac{1}{4}$ Milliarden für Kapitalexport zur Verfügung hätten. Denn von diesen $1\frac{1}{4}$ Milliarden gehen zwei wichtige Ausgabeposten ab. Erstens geben die amerikanischen Touristen jährlich in Europa 800 Millionen Dollar aus. Und zweitens senden die Einwanderer jährlich 200 Millionen Dollar nach Europa zurück. Das sind zusammen 1 Milliarde Dollar. Der größte Teil des Devisenüberschusses wird also für diese Zahlungen verbraucht.

A: Aber Amerika hat doch in den letzten Jahren viele Milliarden Kapital exportiert!

B: Gewiß, aber das war nur dadurch möglich, daß gleichzeitig Europa auch in den letzten Jahren noch stark Kapital nach Amerika ausgeführt hat, indem es amerikanische Effekten kaufte und dort Bankguthaben anlegte. Wahrscheinlich leiht Europa laufend noch immer fast ebensoviel an Amerika

Wirtschaftsverflechtung zwischen



U.S.A. und Deutschland

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben heute in vieler Beziehung den Schlüssel zur Klärung internationaler Fragen in der Hand. Um die notwendigen Rohstoffe, wie Baumwolle, Kupfer, Erdöl, kaufen und um ihre Reparationen bezahlen zu können, war die deutsche Volkswirtschaft gezwungen, in den letzten sechs Jahren größere Kapitalien in Amerika aufzunehmen. Die gleichzeitige Zahlung der Reparations- und Zinsverpflichtungen ist für das deutsche Volk weiterhin unmöglich. Dies dürfte auf die Entscheidung der amerikanischen Regierung in der Kriegsschuldenfrage nicht ohne Einfluß sein.

aus als umgekehrt. Der Glaube, daß die ganze Welt sich in finanzieller Abhängigkeit von „Wallstreet“ befände, ist also eine Legende.

A: Hat aber nicht diese starke gegenseitige internationale Kapitalverflechtung etwas Ungefundes? Wenn ein Land große Kapitalien einführt, so werden seine Bürger unruhig, weil sie die Abhängigkeit von fremden Machthabern fürchten. Wenn es Kapital ausführt, so protestieren sie, weil das Kapital besser die eigene Wirtschaft befruchten sollte. Sollte nicht jede Regierung darauf hinwirken, daß das Kapital jedes Volkes mehr im Lande bleibe?

B: Es gibt nur ein Mittel, das Kapital im Land zu halten: man gibt dem Kapital sichere und rentable Anlagemöglichkeiten. Hierzu braucht die Regierung nicht viel zu tun: sie braucht nur die Steuerlast nicht zu überspannen und die politische Stabilität zu verbürgen. Dann wird jeder Kapitalist, ob groß oder klein, schon aus Gründen der Sicherheit den größten Teil seines Vermögens im Inland lassen.

Wenn dagegen in einem Land die Eigentumsverhältnisse unsicher und die Rentabilität der Kapitalanlage schlechter ist als in anderen Ländern, dann kann auch keine Kapitalausfuhr sperre den Abfluß des Kapitals unterbinden.

Es ist ja eine sehr schöne Idee, daß der Staat die Kapitalströme verhindern solle, den Orten der rentabelsten Verwendung zuzuströmen, daß er sie zwingen könne, bergauf zu fließen und daß er gleichsam auf diesem oder jenem Gebiet Ebbe und Flut machen solle nach seinem Wohlgefallen. Aber es ist unmöglich, das Kapital zu zwingen, in einem Land zu bleiben, welches ihm nicht hinreichend Sicherheit und Ertrag bietet.

Es sind ja notwendigerweise immer gewaltige Geldsummen in Bewegung über die Landesgrenzen hin und her, nämlich zur Bezahlung des internationalen Warenverkehrs.



Ein Ausfalltor zum Welthandel.

Lichtbild: Fairchild Aerial Surveys.

Die Hafenanlagen San Franziskos, im Mittelgrunde die City, dahinter das Industriegebiet.

Ein Telegramm genügt, um Millionen von einem Ort zum andern zu werfen. Kein Staat könnte hierin eine Zwangswirtschaft organisieren.

Im Gegenteil: jede Kapitalausfuhrsperrre treibt das inländische und ausländische Kapital aus dem Lande, weil es dann weitere gewaltsame Eingriffe befürchtet.

A: Es leuchtet mir ein: mit Zwangsmaßnahmen läßt sich ein Kapitalabfluß nicht verhindern. Aber es bleibt die Frage offen: Ist die starke internationale Verflechtung einer Volkswirtschaft ein Segen oder ein Unheil?

B: Der Austausch von Waren, Diensten und Kapital zwischen den Völkern hat seine Vorteile und seine Nachteile.

Es sind vor allem vier offensichtliche Vorteile, die ein Volk aus seinem Wirtschaftsverkehr mit den anderen Ländern zieht:

Erstens erhält es von ihnen Güter, die es selbst überhaupt nicht oder nur mit höheren Kosten gewinnen könnte. Bedürfnisse werden geweckt und befriedigt, die ein von der Welt abgeschlossenes Volk nicht kennen würde. Der Wohlstand wächst. England ist reicher als China.

Zweitens kann es viele seiner Erzeugnisse und Fähigkeiten nur im Austausch mit anderen Völkern verwerten. Sie würden brachliegen, wenn sie nicht auf diese Weise ein Betätigungsfeld finden würden.

Drittens erhält es so die Möglichkeit, je nach seiner Wirtschaftslage fremde Kapitalien zum Aufbau seiner Wirtschaft heranzuziehen oder eigene Kapitalien in fremden Ländern ertragreich anzulegen. Der Reichtum der Welt wird durch diesen Austausch erhöht.

Viertens schließlich würde eine Wirtschaft verkümmern, wenn sie nicht Gelegenheit hätte, sich mit fremden Wirtschaften im Austausch zu messen. So wie der einzelne Mensch innerlich nur wächst im Umgang und im Kampf mit anderen Menschen und nicht durch den Abschluß von aller Welt, so entfaltet eine Wirtschaft ihre Kräfte nur in dem Wettkampf der Nationen.

Aber diesen vier Vorteilen steht der schwere Nachteil gegenüber, daß die Steigerung des Reichtums erkaufte wird mit einer erhöhten Abhängigkeit von fremden Volkswirtschaften. Es ist eine Frage der Weltanschauung, wie man diese Vorteile und Nachteile gegeneinander abwägt.

A: Darf ich dich bitten, deine Ausführungen noch einmal zusammenzufassen?

B: Deutschland ist in die Weltwirtschaft verflochten durch Austausch von Waren, Diensten und Kapital.

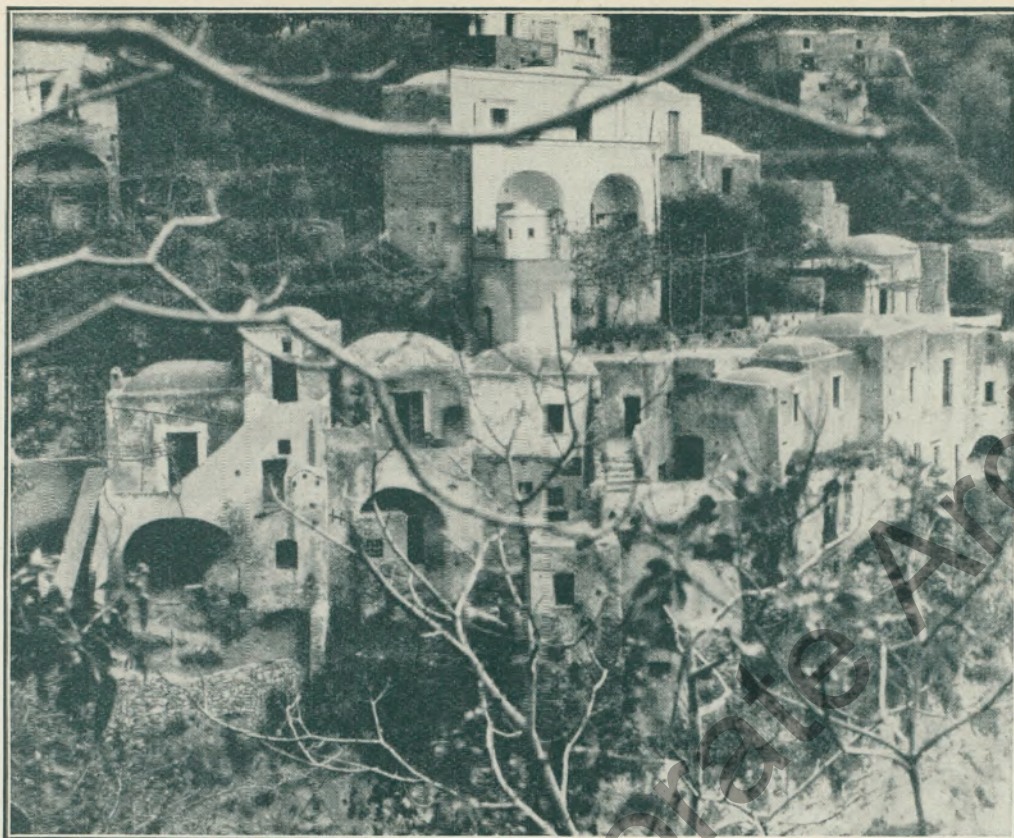
Im Warenverkehr hängt es in der Ernährung etwa mit einem Fünftel, in der Bekleidung mit neun Zehnteln vom Ausland ab. Im ganzen enthält etwa die Hälfte seiner Gütererzeugung ausländische Bestandteile. Ein Drittel seiner Industrie arbeitet für ausländische Abnehmer. Seine Ausfuhr geht hauptsächlich nach Europa. Sie besteht zu einem erheblichen Teil aus Fertigwaren, die ganz oder teilweise aus ausländischen Rohstoffen gefertigt sind; es ist daher eine Art Veredelungsverkehr. Auch die anderen großen Kulturvölker sind in ähnlichem Umfang in den Welthandel verflochten.

Der Austausch von Diensten tritt ziffernmäßig gegenüber dem Warenverkehr zurück. Auslandsschulden in gewissem Umfang sind vorteilhaft, sofern sie ertragbringend angelegt werden. Langfristige Auslandsschulden brauchen keine Abhängigkeit vom Ausland mit sich zu bringen.

Auf die Dauer wird aber der Ausgleich der deutschen Zahlungsbilanz durch Aktivierung der Handelsbilanz erfolgen müssen. Hierbei wird die Verminderung der Einfuhr vielleicht weniger Opfer kosten als die Steigerung der Ausfuhr.

Die internationale Kapitalverflechtung umfaßt bei einigen Völkern ein Fünftel des Volksvermögens.

Die gesamte internationale Wirtschaftsverflechtung steigert den Reichtum der Welt. Sie macht aber jede Volkswirtschaft weitgehend vom Ausland abhängig.

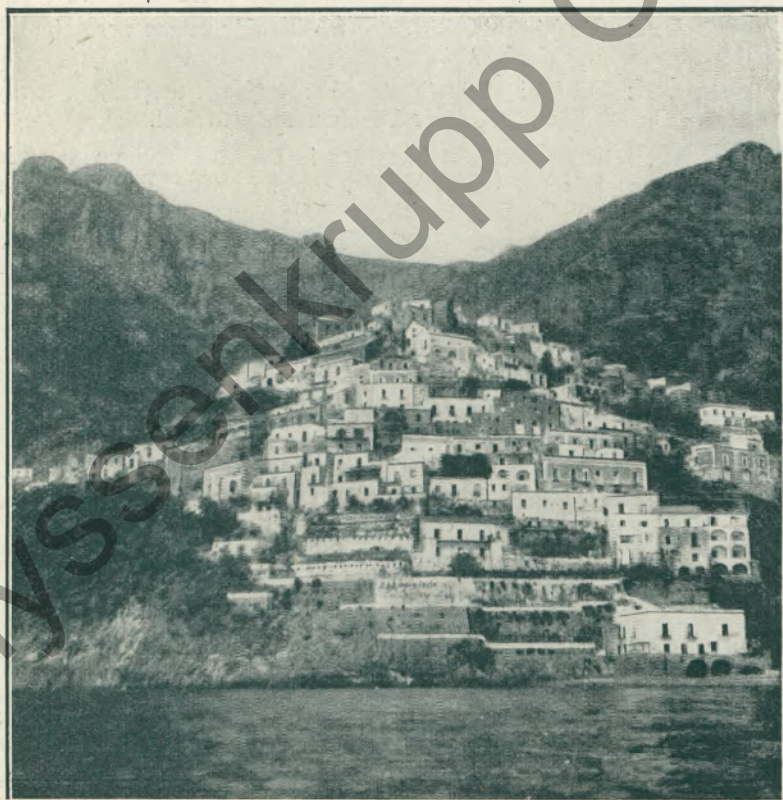


Lichtbilder:
H. Schlitter.

Seltfame Treppen und Brückenbogen verbinden die an die Bergwand geschmiegtten Häuser ...

Stadt im Fels.

Von Michael Merklin.



Das ist Positano, die uralte Sarazenenstadt ...

Hinter Ischia stürzt die Sonne ins Meer. Die Herden der Delfine, die das Schiff bisher begleitet hatten, sind verschwunden. Capri liegt hinter uns, blau, mit scharfgeschnittener Silhouette. Man sieht noch die Fensterhöhlen im Kaiserpalast, wo einst Liberius über die beiden Golfe blickte. Vor wenigen Stunden erst hat man Neapel verlassen. Nun rauscht der Dampfer durch den Golf von Salerno, entlang an dem steilen Gebirge mit seinen verschlafenen Felsenestern und Dörfern, seinen Zypressen und Olbäumen und den einsamen Kirchen, wo jäh ein Campanile schräg und verwittert in den Himmel sticht.

Der Mond steigt orangengleich aus dem Meer. Bald färbt er sich silbern, und der Schiffskiell durchschneidet das Wasser wie ein Sauerstoffgebläse, das weißglühendes Metall zerstäubt. Die Bergkette links von uns liegt kahl und nur von Sträuchern bewachsen, und die Monotonie legt sich auf die Reisenden mit einem leicht beklemmenden Gefühl. Plötzlich aber biegt das Schiff um ein Felsenriff, und vor uns steigt pyramidengleich, rosa und silbern im Mondlicht, eine Stadt empor. Sie klettert an den steilen Wänden hinauf, die Spitze verliert sich hoch oben; und in dieser Nachtstunde scheint es, als wäre ein seltsamer Traum aus Tausendundeiner Nacht plötzlich Wirklichkeit geworden, als müßte hier in diesen alten Palästen, mit ihren hängenden Gärten, ihren weißen Loggien, ihren seltsamen Kuppeldächern und der moschehaften Kirche der Kalif selber gehaust haben.



... dort schraubt sich eine alte Mühle
röhrenartig turmhoch in eine Felsenschlucht...

Dort wächst der Wein, bastionengleich weiß ummauert, dort schraubt sich turmhoch in eine Felsenschlucht röhrenartig eine alte Mühle; phosphorgrün leuchtet die Kuppel einer Kathedrale, und seltsame Treppen und Brückenbogen verbinden die in die Bergwand geschmiegtten Häuser, wie auf den Bildern der alten niederländischen und deutschen Maler.

Das ist Positano, die uralte Stadt, in der schon die Phönizier, die Griechen und die Byzantiner gehaust haben, deren Gesicht jedoch von den Sarazenen geprägt worden ist, heute noch kaum zerstört mit seinen zylinderförmigen oder kubischen Häusern und den seltsam flachen Kuppeldächern, die den Ort wie eine Siedlung von schalenartigen Seetieren erscheinen lassen.

Als im Jahre 839 die Republik Amalfi gegründet wurde, kam auch Positano unter ihre Oberherrschaft und führte mit ihr gemeinsam den Kampf gegen die Seeräuber, die damals den Schrecken der Küste bildeten. Die fliehenden Einwohner Paestums siedelten sich hier an. Man hat zeitweilig angenommen, daß sie erst diese Stadt gegründet haben — ein Irrtum, der durch die Existenz der Ruinen eines Poseidon-tempels und anderer Überreste aus der Antike widerlegt wird. Mit dem mächtigen Amalfi blühte auch Positano auf. Es erhielt besondere Rechte und baute auf Anordnung der Republik den heute noch erhaltenen Wachturm, von dem aus Feuer-signale das Herannahen der Piraten verkündeten. Bald wird es Amalfi zu mächtig und es kommt zum Krieg, der durch einen neuen Vertrag beendet wird. Aber als Amalfi an Bedeutung verliert und Venedig, Genua, Pisa die großen Seebeherrscher werden, sinkt auch die Bedeutung Positanos. Pest, die hereinbrechenden Türken, andere blutige Kämpfe und die Bedrückung durch Lehnsherren lassen die Bevölkerung, die einst aus mehr als 30000 Menschen bestand, auf einen Bruchteil zusammenschmelzen. Im 18. Jahrhundert ballt sich der Lebensstrom dieses zähen, alten Volkes noch einmal zu un-

geheurer Wucht zusammen, und die Stadt nimmt ein letztes Mal einen Aufschwung, dessen Großartigkeit einem erst bewußt wird, wenn man die Katastrophen, die Hunderte von Jahren hier herniedergegangen sind, sich vor Augen hält.

Ein neues kämpferisches Geschlecht löst die Lehnsherrschaft durch eine mit schweren Opfern zusammengebrachte Geldsumme ab. Positano wird königliche Stadt und wenige Jahrzehnte später der bedeutendste Handelsplatz der beiden Sizilien. Um 1740 besitzt es fast hundert Galeeren und treibt mit der ganzen Mittelmeerküste Handel. Vornehme Patrizierhäuser mit Terrassen und Balkonen entstehen, und der Ruhm der Stadt verbreitet sich vom Bosporus bis zur Iberischen Halbinsel.

Aber das Wachstum der Städte ist pflanzenhaft. Sie haben Blüte, Knospe, die Knospe springt auf, und dann verwelken sie, als wenn der Lebensstrom plötzlich verstopft wäre. So überdauert der große mediterrane Handelsplatz kein Jahrhundert. Krieg, Erdbeben, furchtbare Krankheiten rafften die Einwohner dahin, und um 1800 ist nur noch eine verlassene Stadt vorhanden mit einer armen Fischerbevölkerung von ein paar hundert Seelen.

Erst im letzten Jahrzehnt ist dieser herrliche Winkel der Vergessenheit entrissen worden, und jährlich kommen einige hundert Fremde dort hin. Viele Maler sind darunter, und wenn man die großen Ausstellungen in den letzten Jahren besucht hat, so schien es manchmal, als wären alle deutschen Künstler in Positano versammelt.

Glücklicherweise ist dem aber nicht so, und wenn die Sonne am Morgen aufgeht, liegt die geheimnisvolle, in den Stein geschmiegte Stadt, mit ihren rosa und weißen Häusern, mit ihrer Kathedrale, in deren Kellergewölbe die toten Priester mit kostbaren Messgewändern in hohen Steinnischen hocken, als könnte die Zeit ihnen nichts anhaben, in einer großartigen Stille und Einsamkeit da.



... dort wächst der Wein, bastionengleich weiß
ummauert...



Schachspielende Herren am Hofe des Herzogs von Braunschweig.
Aus Selenus: „Das Schach- oder Königspiel“ (1616).

Allerlei vom Schach aus früherer Zeit.

Von A. Laymann, Kassel.



Schachfigur aus dem Jahre 1600.

nachgewiesen. Ein Graf von Frankenstein hinterließ 1180 „drei Schachzabel mit elfenbeinernen Schachsteinen“. Von da an sind die Angaben zahlreich; man merkt in diesen noch lange den arabischen Einfluß, z. B. auf die Schachterminologie des Gallensis (Paris, 13. Jahrhundert).

Meist wurde das einfache, jetzt noch übliche Schach auf acht mal acht Feldern gespielt. Dies ist fast das gleiche wie schon vor 1500 Jahren in Indien. Die Abarten, wie Bierschach, Kurierspiel, großes Schach, rundes Schach, sind meist wenn auch nicht Eintags-, so doch Einjahrhundertfliegen geblieben.

Das Schach, ursprünglich ein Kriegsspiel, stammt, wie jetzt durch linguistische Beweise feststeht, aus Indien. Von dort kam es im 6. Jahrhundert im Austausch gegen das Nerdspiel nach Persien, von hier zu den Arabern, durch diese im 8. Jahrhundert nach Spanien, von wo es sich allmählich über das übrige Europa ausbreitete. Hierüber liegen erst aus dem 12. Jahrhundert sichere Nachrichten vor; denn die Erzählung vom Schachspiel Karls des Großen ist endgültig als Mythe

Was die Überlieferung der Figuren anbetrifft, so gab es im ganzen Orient, entsprechend der dortigen Stellung der Frau, keine Königin, sondern diese Figur hieß Feldherr, Fers, Desir. Als Grund zur Einführung der Königin in das abendländische Schach nimmt der Verfasser des großen und seltenen Schachbuches „Das Schach- oder Königspiel“, Selenus (1616), an: „weil die Weiber die Herzen der Soldaten entzünden“ oder „daß nebst dem König keine Person in höherem Ansehen sei, denn die Königin“. Eine andere südeuropäische Lesart war, daß die Bezeichnung Dame (dama) eine Höflichkeit der provenzalischen Ritter gegen die Frauen war. Die Läufer hießen früher Schützen, Rathmänner, Bischöfe oder Alte, die Springer Reutter, Ritter oder Sprenger. Die Türme hatten noch lange die arabische Bezeichnung Rokh, Roche (daher Rochade). Vor 1525 ist von der Bezeichnung Turm auch im Abendlande nirgends die Rede. Die Bauern hießen Soldaten, Padone, Venden.

Die Schachprobleme sind seit den Zeiten der alten Indier, also seit eineinhalb Jahrtausenden, fast stets die gleichen geblieben. Es berührt eigen, wenn z. B. schon 987 Ibn Alnadin sechs Verfasser von Schachbüchern nennt, von denen zwei nur über Endspiele schrieben. Überhaupt hat man sich früher weit mehr mit Schachproblemen beschäftigt, als gemeinhin angenommen wird. An großen Werken seien nur erwähnt: der arabische Schachkodez von 1257, ein Schachkodez in Kairo etwa 1370, das Schachwerk Alfons X. von 1282, von dem vor ein bis zwei Jahren eine Reproduktion unter dem Titel „Das Spanische Schachzabelbuch“ erschienen ist; das lateinisch-picardische Schachwerk des Nikolaus von S. Nicolai, das fast dreihundert Jahre die abendländische Welt beschäftigte. Das älteste erhaltene englische Schachbuch ist von 1610. Das schon erwähnte große deutsche Schachwerk von Selenus, das nach dem Buch von Rokh, „Die Schachspielfkunst“, leider so selten ist, daß es „gewiß nur sehr wenig Schachfreunde gesehen haben“, enthält u. a.



Zeichnung aus „Das Spanische Schachzabelbuch“.

auch das Cartel (Spielregeln) des Schachspiels am kaiserlichen Hof, in welchem das heutige Patti tavola hieß und es daneben noch eine robada mit der gleichen Wirkung gab: „Wenn der König aller seiner Steine beraubt wird, so ist's kein Schach, sondern eine robada. Und auf diese beede Weise mag nicht es gewonnen werden, sondern das Spiel hebt sich gleich auf.“

Der Wunsch, auf Reisen das fesselnde Spiel nicht zu entbehren, der in neuester Zeit die Erfindung des Reiseschachbretts gebracht hat, war auch schon früher vorhanden. Ludwig XIII. von Frankreich führte im Reisewagen ein Kissen mit quadratischen Feldern mit, in das die Figuren mit Nadeln unter dem Sockel eingesteckt wurden.

Gar mancher heutige Schachspieler wird betreffs Steuerzahlen bedauern, nicht in der Zeit um 870 im Orient gelebt zu haben. Dort machte ein hoher Steuerbeamter bei Reklamationen die Entscheidung davon abhängig, ob die Betroffenen vortrefflich Schach spielten.

Das auf jeden Anfänger großen Eindruck machende Blindspielen erregte auch in früheren Jahrhunderten Aufsehen. So wird schon von einem 714 in Spanien verstorbenen Dschubair erzählt, daß er, ohne das Brett zu sehen, Schach gespielt habe. Selenus berichtet neben derartigen Fällen von einem Türken, der 1266 in Florenz „auf dreien Schach-Taschen mit den vornehmsten Schachziehern mit zweien im Sinne oder auswendig spielte, mit dem dritten aber rückte er die Schachsteine selber; zwei Spiele gewann er, das dritte aber vollendete er soweit, daß sein Gegner keinen Stein mehr ziehen konnte und zugleich aufgehoben ward. Hierüber nun wunderte man sich höchlich.“

Der Große Kurfürst, selbst ein guter Spieler, wurde auf der Durchreise durch das Schachdorf Ströbeck im Halberstädtischen vom dortigen Ortschulzen besiegt.

Da der neunjährige Sohn des letzteren seinen Vater auf ein Schachmattbieten aufmerksam gemacht habe, habe der Kurfürst für die Kinder ein Schachbrett gestiftet. Das heutige Schachspielen der gesamten dortigen Jugend mit dem jährlichen Wettspielen am Schulschluß um fünf Schachbretter wird darauf zurückgeführt.

Zum Schluß sei noch eines Pläzes im Orient gedacht, an dem seit fünfhundert Jahren die besten Schachspieler Asiens zusammenkommen. Es ist zu Samarkand im Mausoleum des Welteroberers Timur. Er war ein leidenschaftlicher Schachspieler, der größte Schachmeister seiner Zeit. Seine Taten als Eroberer sind heute halb vergessen, sein Ruhm als Schachspieler lebt aber noch heute im Orient in den Herzen aller Verehrer der Brettkunst. Timur ist der Schutzpatron aller Schachspieler. Jeden Abend versammeln sich im Hofe seines Mausoleums die Schachspieler des Orients. Sie kommen aus Persien, Arabien, Turkestan und Indien, um am Grabe des Meisters ihre beste Partie zu spielen. Scheichs sitzen auf Seidenkissen und diskutieren über die komplizierten Züge, über die Verteidigung und Offensive. Beim Schach sind alle gleich. Timur selbst hat mit den ärmsten Bettlern gespielt, und heute spielen im Hofe seines Denkmals Fürsten und Priester mit keizerlichen Kommunisten, alte Kaufleute mit Laufburschen. Nach dem Spiele sitzen sie schweigend mit geschlossenen Augen, sinnend über die Partie nach. Wochenlang wird dann auch in den Basaren ein Meisterzug besprochen, und die Kunde von ihm dringt bis in die fernsten Gegenden des Orients, überall wo die Verehrer des großen Schachmeisters und seines königlichen Spieles leben.



Zeichnung aus Hugo von Trimberg. Der Renner.
Handschrift um 1449.

„... In den ersten acht Tagen betreute vorwiegend der Vater das Gelege ...“



Lichtbilder: R. Weber.

Die Geschichte eines kleinen Lebens.

Brütende Riesenschnäbel im Düsseldorfer Zoo.

Von Dr. Rudolf Weber.

Seit Jahren schon hausten die beiden großen grauen Vögel mit den dunkelroten Köpfen, dazu den grünlichen Schnäbeln, einträchtig mit der übrigen Sippe, afrikanischen Kronen- und Paradiesfränken, zierlichen asiatischen Jungfernschnäbeln, Störchen und grünen Marabus, zusammen. Seit Jahren führten sie in stillen Stunden, glaubten sie sich unbeobachtet, ihre graziösen Tänze mit den pittoresken Verbeugungen auf, trompeteten hellstehend in die Weite; und das klang wie schmetternde Fanfarenrufe, daß die Leute auf den Straßen aufhorchend stehen blieben. Niemand wußte, ob die beiden mannsgroßen Tiere zwei Weibchen oder zwei Männchen oder gar ein Pärchen darstellten. Denn kein Unterschied war äußerlich an ihnen wahrzunehmen. Gewiß reichte das eine Tier einige Zentimeter höher als das andere. Doch was sagt das?

Und dann kam die Überraschung! Nicht von heute zu morgen. Allmählich, ganz allmählich ging der Auftakt vorstatten. Wohl sah man hin und wieder grüne Blätter von der Trauerulme am kiesigen Uferande abgezupft am Boden liegen, und Zweige von Armeslänge auch. Niemand dachte sich jedoch etwas Besonderes dabei. Denn die Höckerschwäne taten so was auch bisweilen, und wenn der griesgrämige „Herr

Geheimrat“, wissenschaftlich *Leptoptilius crumeniferus* gleich Marabu benannt, ausnehmend gute Laune verspürte, vollbrachte er gleichfalls solche Spielereien. Aber zufällig ertappte der Wärter die zwei Antigonenschnäbel bei dieser Beschäftigung. Ein Reiserbesen ward daraufhin eilends zerpfückt und die einzelnen birkenigen, harten Strähnen bedeckten wahllos verstreut den Boden. Jetzt wußte man Bescheid: die beiden sind ein Pärchen, die beiden wollen, was sehr, sehr selten in der Gefangenschaft sich ereignet, brüten. Und sorgsam wählten die Riesen aus der südrussischen Steppe das Material aus, schleppten alles Passende zur östlichen Ecke ihres geräumigen Reviers zusammen, formten die Streu zu einem lockeren Halbkreis, und dann, ja dann lag in der Frühe, gut gänseeiergroß, die dottergefüllte kalkige Hülle rotbraun gezier auf lichthem Grunde da. Bald darauf gesellte sich ein zweites Ei dazu. Brav deckte das Männchen diese Schalen. Das Weibchen hockte natürlich auch darauf. Doch in den ersten acht Tagen betreute vorwiegend der Vater das Gelege, während später dann in den folgenden drei Wochen es umgekehrt war. Dann schob vorsichtig die Mutter unter beide Flügel, rechts und links, den kostbaren Schatz, der warm und mollig nun zwischen den Federn eingebettet lag, während der Herr



„Aber das Nest blieb darum keineswegs an derselben Stelle...“

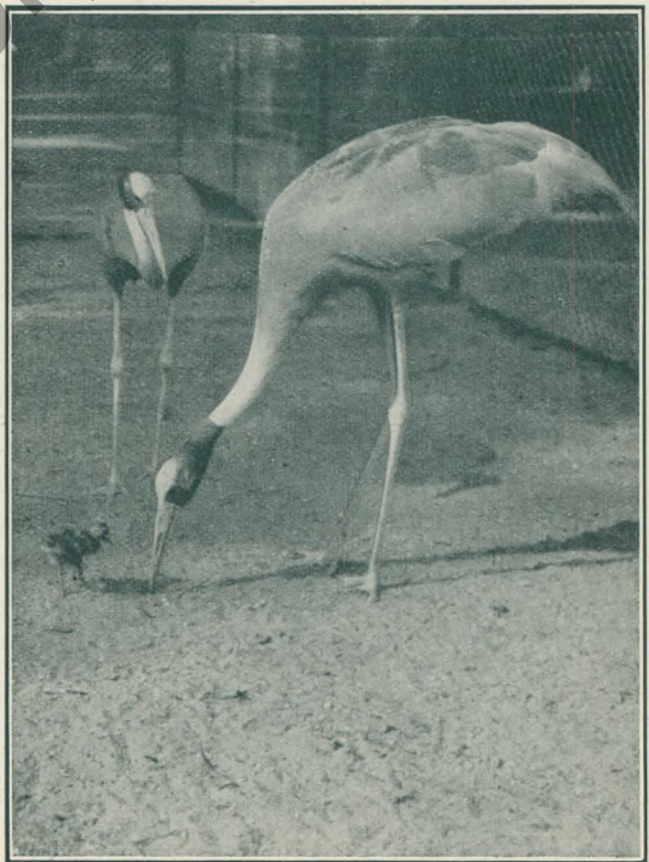
und Gebieter pflichtbewußt Wache schob, alle Neugierigen und Störenfriede energisch von dem Platze forthielt und wie ein Wilder mit seinem spitzen Stocher auf jeden losfuhr, der sich nur von ferne blicken ließ. Frei war das Ufer von Schwänen, Enten, Gänsen, die sämtlich rasch gelernt hatten, diese gefährliche Zone zu meiden. Ein Tag nach dem anderen verstrich. Aber das Nest blieb darum keineswegs an der gleichen Stelle. Ganz an der östlichen Ecke des Gatters lag es zuerst. Doch wenn die abwechselnd brütenden Tiere aufstanden, sich lüfteten, den Hunger stillen wollten, dann schoben sie die beiden Eier, die immer spitzwinklig zur Sonne lagen, stets um eine viertel bis eine halbe Umdrehung weiter im großen Bogen gen Süden. Und das ging immer so fort, bis sie schließlich zum Ende der Brutzeit in der westlichen Ecke angelangt waren. Die Reiser wurden während der ganzen Dauer immer nachgeschleppt und in derselben Lage wieder geschichtet. Einen Weg von fünfzig Meter sicherlich hatten so die Schalen zurückgelegt.

Als der sechsunddreißigste Morgen anbrach, lag ein kleines, zimtfarbenes Federbällchen da, ein winziges Kranichkind hatte die Hülle gesprengt! Das andere Ei nahm man bald fort, denn es war unbebrütet. Nach wenigen Stunden schon trippelte der handgroße Maß — er purzelte allerdings im Anfang alle Weile auf die Nase, um ebenso rasch wieder hoch zu kommen — durch das Gelände, das gleich gegen fremde Eindringlinge mit dichtem Naschendraht umfriedet wurde. Der Papa, die Mama folgten auf Schritt und Tritt, lockten unablässig mit dumpfem Gsumm, das wie ein weit fort befindlicher, sich warm laufender Zweitaktmotor klang, ihr Jungchen, holten aus dem Futternapf, darinnen Weißbrot, Garnelen, Hackfleisch lagen, die dort versammelten metallisch glänzenden Schmeißfliegen mit unnachahmlichem sicheren Hebe fort, zerdrückten sie, hielten die Insekten ihrem Liebling vor den Schnabel, ließen den Brummer fallen, hoben ihn auf,

ließen ihn wieder fallen, bis das Kleine begriff und zuschnappte. Beim fünften Male ging es schon ganz gut, beim dreißigsten Brummer tadellos, am nächsten Tage war so was die selbstverständlichste Sache von der Welt, und die zahlreichen Besucher, für die nun der ganze Garten mit seinen Drangs, Gorillas und den anderen Kostbarkeiten restlos schnuppe war, standen und saßen am Gatter, zählten die verspeisten Leckerbissen, verfolgten genauestens das immer selbständiger werdende Gehaben des Tierchens und sahen den Eltern zu, die ewig ohne Ermüden um das Kleine sich sorgten.

Doch rascher, als alle vermutet, kam das Ende. Warm und feucht stieg der neue Tag herauf. Wie Wattebüsche ruhten die Leiber der rosenbeinigen Flamingos auf dem glitzernden Wasser. Die Cajugas und Stockenten schnatterten, die Paris und Kattas begrüßten freudig brüllend den Morgen, und die jüngst geborenen Jaguare, Onus und Hirsche und Ziegen tummelten sich balgend nach Herzenslust. Aber hier im Geviert der Antigonekraniche herrschten Trauer und Sorge. Teilnahmslos hockte das Kind auf dem Boden. Müder, immer müder sank das Köpfchen zur Seite. Vorsichtig, ganz vorsichtig griff die Mutter mit ihrem Schnabel ihr Kleines, hob es hoch, stellte es achtsam auf die Füße, der Vater kam mit einem besonders schönen, fetten Brummer herangeeilt, doch kraftlos fiel das Federbällchen wieder zusammen. Gedrückt umstanden die Alten den Platz, fingen immer wieder neues Futter, gingen immer wieder zu der Stätte hin und äugten aufmerksam herunter. Doch alles war vergebens. Das Kleine stand nicht mehr auf. — Knapp eine Woche hatte es gelebt. Tot lag es nun da. Es war gestorben. Woran? Wer kann das sagen?

Und das schöne, anmutige Spiel, es ist aus, ganz aus. Ein kleines Leben zog von hinnen.



„... ließen den Brummer fallen, hoben ihn auf, ließen ihn wieder fallen, bis das Kleine begriff...“

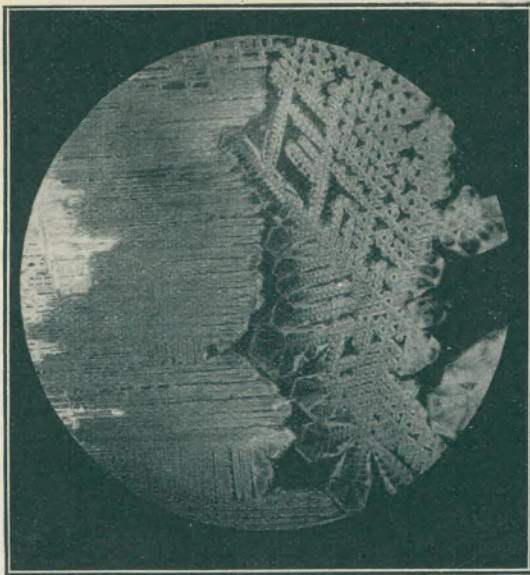


Abb. 1. Kristallskelett.



Abb. 2. Kristalldendriten.

Künstliche Urzeugung.

Von Dr. J. Esser, Bochum.

Aus mystisch-philosophischen Anfängen heraus (Plato, Geheimkulte des Altertums) hat sich bis weit in das Mittelalter hinein der Glaube an den „Golem“ erhalten, der aus Lehm geformt und auf irgendeine magische Weise belebt werden könne. Noch länger und üppiger gedieh auf dem Nährboden der „Weltweisheit“ der „Homunkulus“, das Urmenschlein, das Zauber- oder Teufelskünste, wenn alle Wissenschaft nicht hilft, als alchimistisches Küchenprodukt entstehen lassen (Paracelsus). Eine alte, jederzeit beliebte mechanische Abart des „Homunkulus“ stellen die „aus Hebeln und Schrauben“ zusammengebastelten Automatenmenschen¹ oder -tiere dar, die seit den Tagen der römischen Kaiser immer wieder aus Scherz und Ernst „geboren“ wurden und doch nicht mehr sind als technische Spielereien und hölzerne oder metallene Zerrbilder eines uralten Problems der Menschheit: der „experimentellen Urzeugung“.

Die oft recht schnurrige Art der Behandlung, die sich noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts die „künstliche Urzeugung“ unter den Nachwirkungen mittelalterlicher Anschauungen und Methoden gefallen lassen mußte, wandelte sich in ernsthaftes Forschen, als es vor etwa hundert Jahren zum ersten Male gelang, organische („organismische“) Substanz in Tiegel und Retorten künstlich aufzubauen und zu fabrizieren (Harnstoffsynthese Wöhlers)². Was alles seither an „Organischem“ der „kleine Gott der Welt“ „durch Mischung aus vielen hundert Stoffengemäglich komponieren ließ“, füllt heute die chemischen Kalender und unter-

hält eine stattliche Anzahl chemischer Großbetriebe (Eisweißarten, Fette, Kohlehydrate, Farbstoffe, Medikamente usw.).

Es ist verständlich, daß die urmächtige Sehnsucht des schöpferischen Menscheingeistes, Lebendes aus Leblosem zu erzeugen, Pflanze und Tier aus Stein und Erde entstehen zu lassen, angesichts der großen, schnell sich folgenden Fortschritte und reichen, fein ausgebildeten Hilfsmittel und Arbeitsformen der neuzeitlichen Physik, Chemie und Biologie, insbesondere der „synthetischen Biochemie“, zur Zeit nicht nur in Sage,

Roman und Film wieder auflebt, sondern daß selbst von bedeutenden Vertretern dieser Wissenszweige die Möglichkeit der „experimentellen Urzeugung“ als das Hauptproblem der „synthetischen Biologie“ wieder zur wissenschaftlichen Diskussion gestellt wird (Ostwald, Zehnder u. a.). Nach Ostwald bedarf die synthetische Biologie, die „Wissenschaft von der künstlichen Darstellung der Lebewesen“, neben der allgemein anerkannten „Biochemie“ noch einer zweiten Hilfswissenschaft: der „synthetischen Biophysik“, welche „die mechanischen Treibmittel (Faktoren) des Lebensgeschehens durch Vergleiche mit denjenigen physikalischer Vorgänge feststellt und in ihrer Eigenart weiter erforscht“ (Zehmann).

Als Urbild der Lebensvorgänge erschienen zuerst die mannigfachen Erscheinungen, die das Kristallisieren, vornehmlich unter dem Mikroskop, begleiten und unter anderem Häckel veranlaßten, auf bestimmte Beziehungen zwischen Kristallen und Lebewesen hinzuweisen (1866). So haben Kristalle Formen, die an das Reich des Lebendigen erinnern: Blumen, Gräser, Stengel, Bäumchen („Dendriten“) (Abb. 1 und 2). Sie keimen aus Kristallisations-

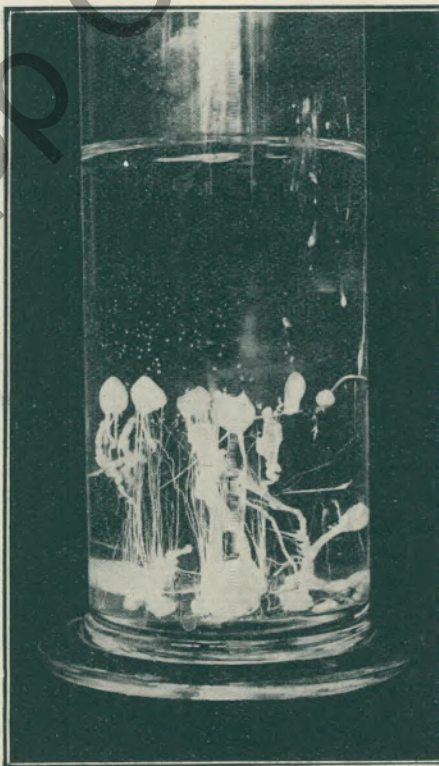


Abb. 3. Silikatblüten.
(Nickelchlorid und Mangansulfat.)

¹) Siehe Jahrg. 1928, Seite 269: „Vorläufer des künstlichen Menschen“ von Dr. R. Volkmann.

²) Siehe Jahrg. 1928 Seite 152: „Zum hundertsten Geburtstag der organischen Chemie“ von Rudolf Seiden.



Abb. 4. Silikatvegetation in einem Aquarium.

(Regenerationsvermögen), zehren sich unter Umständen auf, vermehren sich, wachsen zu einer bestimmten Größe aus, erleben eine Art Generationswechsel (bei „polymorphen“ Umwandlungen) und werden in ihrer Entwicklung durch bestimmte Vergiftungseinflüsse gehemmt. Wenn es auch unbezweigt ist, auf Grund dieser Analogien die Kristalle als lebendig anzusprechen, so führte doch damals das Studium dieser reizvollen Erscheinungen die biologische Forschung dazu, den mechanisch-physikalischen Teil der Lebensvorgänge an der Hand solcher Parallelen zu erschließen.

Noch mehr mechanische Analogien (Vergleichspunkte) brachte vor etwa sechzig Jahren die Entdeckung der „weichen, fließenden, scheinbar lebenden, flüssigen“ Kristalle durch Lehmann (Professor in Karlsruhe). Solche Kristalle erhält man, wenn man Paraoryzimitäuremethylester in sehr wenig geschmolzenem Monobromnaphthalin auflöst. Sie treten, im wesentlichen Gegensatz zu den mathematisch-gesetzmäßigen Formen und Grenzflächen bildenden „gemeinen“ Kristallen, in den mannigfachsten Gestalten und Rollen auf: als Stäbchen, Fasern, Schlangen, Würmer, Kugeln, Rosetten, die sich ständig in rollender, schlängelnder, gleitender Vorwärts- und Rückwärtsbewegung befinden. Bald hier, bald dort teilt sich ein Individuum in zwei, oder es kopulieren (verbinden) sich zwei zu einem. Triebe und Knospen bilden sich, die bei einer gewissen Reife abfallen, wachsen, altern und sich wieder fortpflanzen. Diese schon von ihrem Entdecker nur „scheinbar lebend“ bezeichneten „fließenden Kristalle“ wurden zur Zeit als erste künstliche Lebewesen, namentlich in Frankreich, lebhaft begrüßt und bewundert, hatten jedoch bald ihre Rolle als „künstliche Embryonen“ ausgespielt, und heute sind die entsprechenden Erscheinungen nach Kernst zwanglos unter unsere sonstigen molekulartheoretischen Anschauungen eingereiht.

Daselbe gilt von den „künstlichen Pflanzen“ Traubes: Wirft man in eine wässrige Lösung von gelbem Blutlaugensalz (Ferrozyankalium) einen kleinen Kristall von Kupfervitriol, so umgibt sich dieser alsbald mit einer dünnen, braunen Haut aus Ferrozyankupfer. Aus dieser „Traubeschen Zelle“ wächst unter rhythmischem Aufstoßen ein brauner, elastischer Schlauch empor, der Seitentriebe erzeugt und mehrere Dezimeter hoch emporwächst. Die an eine unterseeische Tangvegetation erinnernden Traubeschen Pflanzen wurden sofort als „osmotische Gewächse“ entlarvt. Die braune Haut ist nämlich eine typische Niederschlagsmembran, die durchlässig ist für das außerhalb der Zelle befindliche Lösungswasser, nicht

aber für die konzentrierte (dichte) Vitriollösung im Inneren. Infolgedessen dringt mehr Wasser in die Zelle ein, als an Vitriollösung entweicht. Der entstehende „osmotische Druck“ bläht das Gebilde auf und unterhält weiterhin das Wachstum.

Die Methode Traubes zur Erzeugung künstlicher Vegetationen wurde von Pfeffer und Leduc weitergebildet. Der Franzose Leduc beschäftigte sich auch mit den seltsamen Silikatgewächsen, die zwar schon die mittelalterlichen Alchimisten kannten (Glauber), in ihrem erstaunlichen Formenreichtum aber erst von R. Böttger (1850) neu entdeckt worden waren. Die Fülle der Rezepte zur Herstellung solcher Metallsilikatvegetationen läßt sich ersetzen durch die allgemeine Vorschrift: Man säe in eine mehr oder weniger verdünnte Wasserglaslösung Chloride, Nitrate und Sulfate gewisser Metalle (Kupfer, Eisen, Zink, Kobalt, Mangan, Aluminium, Kalzium und andere). Dann sprießt alsbald aus dem buntgemischten Samen eine üppige, farbige Saat empor: Schläuche, Stengel, Gräser, Halme, Kletterranken, Blumen, Pilze. Das Wachsen und Sichvermehrten dieser bezaubernden Rasen, Fruchtgärten und Blumenbeete hat ebenfalls in den Geseßen des osmotischen Druckes seine Ursache (Abb. 3 und 4).

Noch nicht einwandfrei erklärt sind die „Quecksilber-erfreszenzen“ Rhumblers (1902), die entstehen, wenn man kleine Quecksilbertropfen in Chromsäure einstreut. Das Quecksilber überzieht sich sofort mit einer feinen Haut aus Quecksilberoxydchromat, aus der nach einiger Zeit schlangenförmige, unter Umständen außerordentlich lange Röhrenchen der verschiedensten Formen herauswachsen.

Sie haben große Ähnlichkeit mit einer anderen Art von „Pseudopflanzen“, mit den unter dem Namen „gewachsene Tonerde“ bekannten Tonerdedendriten (Bäumchen). Sie keimen aus Aluminiumblech hervor, das man nach vorheriger Behandlung („Impfung“) mit Quecksilber oder dessen Salzen (Amalgamierung) einige Zeit an feuchter Luft liegen läßt. Die weißen, zarten Tonerdefasern sind oberflächlich kaum von den natürlichen, organischen Fasern zu unterscheiden (Wislicenus) (Abb. 5).

Reizende Pflänzchen aus Eisenoxyd erzeugte Uhlenhuth (1908) an der Oberfläche eiserner Gegenstände, die er in eine Mischung aus Natronlauge und unterchlorigsaurem Natron legte.

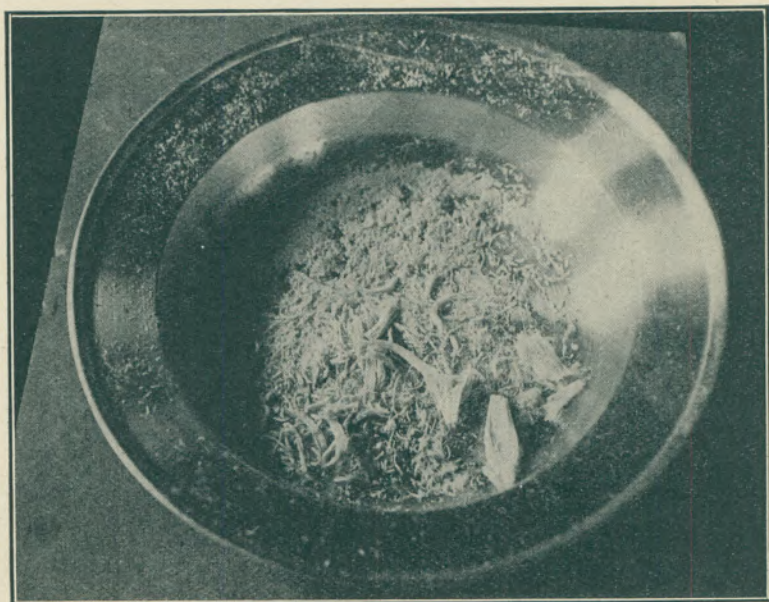


Abb. 5. Tonerdefasern, aus einem Aluminiumteller wachsend.

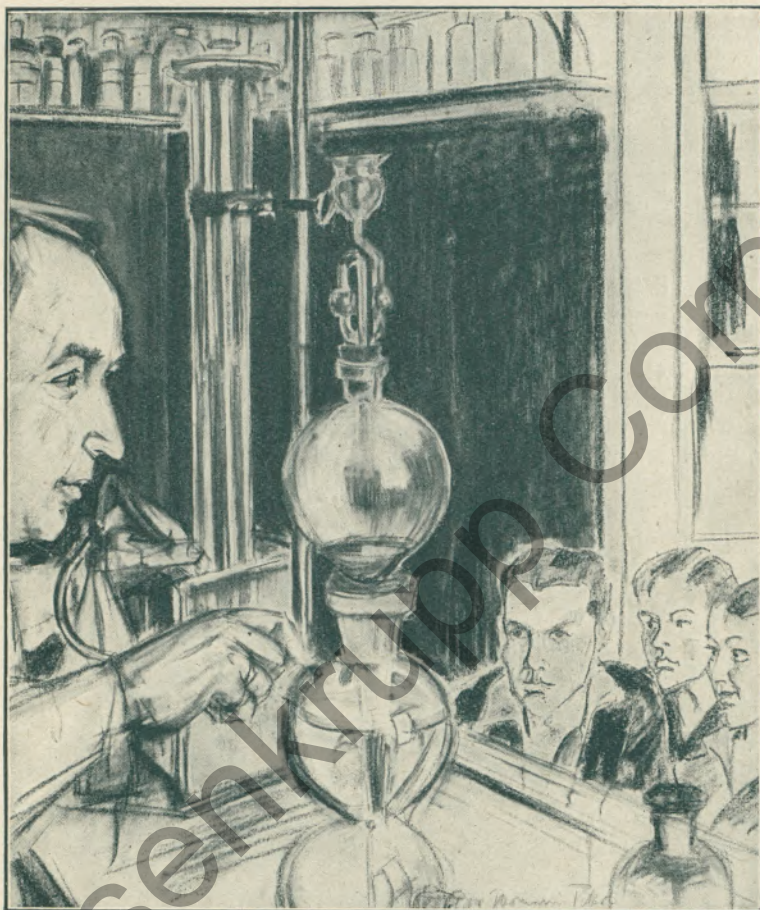
Scheinbar künstliche Urtierchen lassen sich herstellen, wenn man auf eine Olivenöloberfläche einen Tropfen Natronlauge bringt. Der Tropfen wird sofort „lebendig“, bewegt sich fort, zittert hin und her, teilt sich in „Nachkommen“, die in munterem Spiel einander umkreisen, bald anziehen, bald abstoßen, auch einander aufzehren, überhaupt sich benehmen wie die uns bekannten echten Kleinlebewesen.

In allen Fällen der erwähnten künstlichen Pflanzen- und Tierformen hat die Wissenschaft bisher nachweisen können, daß es sich bei ihrem „Lebendigkeit“ nur um ein nicht immer übersichtliches Zusammenwirken bekannter chemischer und physikalischer Kräfte handelt, die zwar Leben vortäuschen, es

aber niemals in seinem Wesen erklären. Immerhin werfen sie einiges Licht auf gewisse Vorgänge in der lebenden Substanz, zeigen, daß die gleichen physikalisch-chemischen Gesetze, wenn auch in veränderten Erscheinungsformen und größerer Komplikation, auch die Lebensvorgänge beherrschen. Alle schönen Experimente, wie sie vorliegen, geben bisher keinen Grund zum Optimismus. Trotz aller mechanischen Analogien lassen sie das tiefe Rätsel der lebenden Materie ungelöst, erscheinen fast als wissenschaftliche Spielereien, die eine alte Weisheit der Forschung rechtfertigt: daß aus Kleinem, Nebensächlichem, Absinnigem oft unerwartet das Große, Erhabene hervortritt.

Nehmt dem jungen Berufsnachwuchs nicht allen Lebensmut!

Von Dr. Roland Schupp, München.



Zeichnung von H. Peters.

Chemieunterricht in der Lehrlingschule
des Schalker Vereins (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

ösen die gegenwärtige Wirtschaftsnot und die bange Sorge um die weitere Zukunft schon bei den im Erwerbsleben Stehenden ein Gefühl größter Unsicherheit aus, so sind diese Verhältnisse dazu angetan, die vor der Berufswahl stehende Jugend in noch viel stärkerem Maße hemmend und beängstigend zu beeinflussen. So sehr sich auch besorgte Eltern und die heranwachsende Jugend selbst bemühen, diesem Unsicherheitsmoment dadurch zu begegnen, daß sie sich an den

verschiedensten Stellen über die Aussichten der zu ergreifenden Berufe erkundigen, so wird ihnen hierdurch doch nur eine zum Teil sehr zweifelhafte Hilfe zuteil, denn aus nahezu allen Berufslagern tönt ihnen ein Warnungsruf entgegen. Man warnt die jungen Leute vor dem Studium, man warnt sie vor dem Handwerk und der Landwirtschaft, warnt sie vor dem Handel und der Industrie, man warnt sie vor zu großen Hoffnungen und gibt nur den einen, freilich geringen Trost, deshalb nicht mutlos zu werden. Zugegeben, daß die Warnungen an und für sich gut gemeint sind, so wird damit der jungen Berufsantwärterschaft doch nur ein recht schlechter Dienst erwiesen, denn die unausbleibliche Folge dieses Miesmachens sind in den meisten Fällen eine lässige Einstellung und ein Sichgehenlassen, weil es ja doch keinen Zweck hat, beim Eintritt ins praktische Leben energisch zuzugreifen und sich einen Arbeitsplatz zu erkämpfen.

Es wäre viel besser, an Stelle der Warnung den Rat zu erteilen: „Probier's einmal! Mit Mut und Ausdauer läßt sich in der Welt alles erreichen; denn, wenn auch die Zeiten schwer sind, für den Tüchtigen gibt es immer ein Durchkommen.“ Die vielen Warnungsrufe stumpfen ab und verbreiten nur ein Gefühl allgemeiner Hoffnungslosigkeit und Entspannung. Der junge Mensch, der immer hören muß, wie schlecht die Zeiten sind und wie gut es früher war, wird leicht geneigt sein, das Vertrauen in sich selbst zu verlieren. Auf diesem Boden wächst leicht die Saat der in neuerer Zeit so häufig zu beobachtenden „Mindertwertigkeitsgefühle“, denn statt dem jungen Menschen zu helfen, wird ihm der Lebensmut und die Arbeitsfreude genommen.

Was ist die Nugantwendung aus dieser kleinen Epistel: Nichts wirkt auf junge, dem Leben zustrebende Menschen lähmender und hoffnungsloser als die übertriebene Schwarzseherei bei der Beurteilung des zu erwählenden Berufes. Wenn es auch in jeder Weise gutzuheißen ist, daß ein Hinweis auf die zu erwartenden Schwierigkeiten nicht unterbleibt, so darf hierbei doch nicht des Guten zuviel getan werden. Wir erweisen Deutschlands wirtschaftlichem Wiederaufstieg einen schlechten Dienst, wenn wir unserem jungen Berufsnachwuchs die Hoffnung und den Glauben an eine bessere Zukunft nehmen.

Klarer Kopf.

Von Ilse Riem.

Es ist etwas, was wir Frauen so ganz besonders brauchen und was so viele von uns oft nicht haben. Wir brauchen, doppelt nötig in der heutigen Zeit, einen klaren, kühl abwägenden Kopf, wenn wir nicht an allen Ecken und Enden böse und schadenbringende Enttäuschungen erleben wollen. Ganz gewiß wird es vielen Frauen schwerfallen, immer ruhig und bedacht zu erwägen, wo sie viel lieber das bloße Gefühl sprechen lassen würden, aber sie können in unserer heutigen Zeit mit ihrem Tempo und ihrer Härte sich nicht mehr unbedingt auf dieses Gefühl verlassen.

In früheren Fällen war man es in vielen Fällen zufrieden, wenn eine Frau für irgendeine Meinung, die sie hatte, eine Entschlie-
ßung, die sie vertrat, als Grund angab: Mein Gefühl sagt mir das. Wenn man in früheren Zeiten eine solche Frau wirklich ernst nahm, so erwartete man eben in den meisten Fällen von ihr gar nicht viel mehr. Heute aber ist das ganz anders. Die Frau will gleichberechtigt neben dem Manne stehen, will gleiche Rechte und Pflichten tragen wie er und muß es auch in vielen Fällen. Also muß sich die Frau auch bewußt sein, daß ihre Umwelt berechtigt ist, an sie die gleichen Forderungen zu stellen wie an den Mann. Niemand wird einen Mann ernst nehmen, der für eine schwerwiegende Entschlie-
ßung, für ein Urteil, das er abgibt, sich nur auf sein Gefühl beruft. Noch immer aber gibt es Frauen, die im gleichen Falle verlangen, daß das ungesfähre Gefühl, das sie bei irgendeiner Sache haben, von ihrem Partner als ausreichende Begründung irgendeiner Entschlie-
ßung angesehen werde. Sie sind womöglich noch stolz, wenn scheinbar darauf eingegangen wird, und sagen sich nicht, daß dies Nachgeben einfach ein Nicht-ernst-nehmen ist, daß das nur heißt: es lohnt ja nicht, mit dir ernsthaft zu reden.

Es heißt immer, daß die Frau sich auf ihr Gefühl verlassen könne, daß sie instinktiv in vielen Dingen das Richtige erkenne. Das mag in manchen seltenen Fällen zutreffen, wo

es sich darum handelt, irgendwelche Dinge nicht verstandesmäßig zu erfassen oder zu begreifen. In sehr vielen Fällen aber liegt die große Gefahr nahe, daß eine Frau, die sich so sehr auf ihr Gefühl beruft, vieles nur nicht richtig durchdenken kann oder will. Ganz gewiß hat eine richtige Frau einen feinen Tastsinn für viele Fragen des Miteinanders der Menschen, wird sie oft Nöte und Konflikte bei irgendwelchen andern er-
ahnen, von denen diese selber vielleicht noch nichts klar und bewußt erkannt haben. Aber es ist falsch und sehr gefährlich, dieses Gefühl nun auch auf alle möglichen praktischen Fragen des Lebens zu übertragen. Denn da kann es oft bitter im Elich lassen und böse Verheerungen anrichten. Es ist verkehrt, eine Freundschaft auf ein bloßes Gefühl hin zu schließen oder sich einen Hausgenossen zu suchen, ohne in beiden Fällen die Menschen eine ganze Weile zu beobachten oder, wie im zweiten Falle, alle Möglichkeiten der Prüfung auch zu benutzen. Die Stimme des Gefühls ist etwas, was in den meisten Fällen



Lichtbild: G. Eustodia.

Blütendolde des Bärenklau.

von einem klar und kühl abwägenden Verstande nachgeprüft werden muß. Wenn sie dann, trotz aller Überlegungen, weiterbesteht, dann soll man sich getrost auf sie verlassen und wird es in den meisten Fällen nicht zu bereuen haben.

Einen klaren Kopf behalten, das ist die Forderung, die die heutige Zeit an uns stellt und die wir immer und immer wieder an uns selbst stellen müssen. Von allen Seiten werden Dinge, Forderungen, Vorschläge an uns herangebracht. An uns liegt es, aus ihnen allen herauszusuchen, was in den Rahmen unseres Lebens, unseres Haushaltes paßt. Täglich stehen wir vor der Aufgabe, unsere Mittel so einzuteilen, daß Gutes

und Nützliches beschafft werden kann, ohne an irgendwelchen andern Stellen lebenswichtige Interessen der Unsern vernachlässigen zu müssen. Ein großer Teil unseres ganzen Volksvermögens geht Jahr um Jahr durch die Hand der deutschen Hausfrau; sie hat die Verantwortung dafür, daß es gut und nutzbringend angewendet wird und daß das Bestmögliche aus ihm gemacht wird, zum Nutzen der Ihren und dadurch auch zum Nutzen des Volksganzen. Da heißt es streng prüfen und sichten, mit bewußter Überlegung und klarem Nachdenken auswählen und sich nicht durch tönende Anpreisungen oder durch gewandte Händler irgend etwas aufschwachen lassen, was einer ruhigen Kritik nicht standhält. Um das alles aber unterscheiden, um Schlechtes vom Guten sondern zu können, muß die Frau von heute sich allerlei Kenntnisse aneignen, muß sie alle ihr in so reichem Maße zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, sich weiterzubilden,

ausnützen und sich Waren- und Materialkenntnisse aneignen, wo sie nur kann. Wenn sie die alle hat und dazu einen klaren, kühl abwägenden und vergleichenden Kopf, dann wird ihr Haushalt in guter Hut sein und die Ihren auch.

Gewiß, es ist eine große Umstellung, die von der Frau verlangt wird; vielen unter uns wird es durchaus nicht leicht fallen, denn es heißt eine bequeme Schutzwehr aufgeben, hinter der sich allerlei Unklares und Verschwommenes verstecken konnte, ohne daß irgend jemand gegen das Argument „Mein Gefühl sagt mir das“ mit logischen Gründen Sturm laufen konnte. Aber unsere Zeit verlangt klare und zielbewußte Frauen, die wissen, was sie tun und bereit sind, für alles einzustehen, dessen Richtigkeit sie durch ein ruhiges Nachdenken erkannt haben. Dazu aber brauchen sie vor allem andern einen klaren Kopf.

Die fünfjährige Lohnempfängerin.

Von Selma Gink.

„Mein Kind erhält für seine Hilfe im Haushalt Lohn zu seiner freien Verfügung!“ Die mitleidig entsehten Gesichter bei dieser Mitteilung kenne ich aus reicher Erfahrung, auch die Gegengründe, die mir gleich warnend und anklagend entgegensprudeln. Das Kind wird geldgierig, naschhaft, berechnend usw., so hagelt es stets auf mich nieder. Und meine Erfahrung nach drei Jahren? Sie ergibt sich aus dem, was ich hier erzählen will.

Die hauswirtschaftliche Tätigkeit unserer Kleinen begann in ihrem dritten Lebensjahre damit, daß sie morgens auf Arbeitsfuge ging, alle schmutzigen Schuhe einsammelte, an ihren Puzplatz trug und nach dem Puzen ordentlich in den Schuhschrank räumte. Danach gab's dann selbständiges Händewaschen, und schon hielt man nach weiterer Arbeit Umschau. Kinder wollen ja so gerne helfen; man muß sie nur gewähren lassen, sie unmerklich anleiten und kleine Ungeschicklichkeiten anfangs ruhig in den Kauf nehmen. Diese belasten vielleicht zunächst unser eigenes Arbeitspensum, sind aber die besten Lehrmeister. Dann kam allmählich das Tischdecken, Erbsenausspielen, Abwaschen des Kaffeegeschirrs hinzu, und mit vier Jahren stand da schon eine ganz beachtliche kleine Hilfe bereit, der man unbeforgt sogar gutes Porzellan und Kristall zur Säuberung anvertrauen konnte. Bei der gemeinsamen Küchenarbeit sangen wir vergnügt miteinander, und viel Zeit fand sich dabei auch zur Unterhaltung und zur Beantwortung ungezählter Fragen. Die kleine Küchenhilfe zerbrach sich schon den Kopf über den Verdienst und den Lebensunterhalt unserer Aufwartung; als sie mir eines Tages klagte, sie habe so wenig Geld in ihrer Sparbüchse und möchte doch so viel zu Weihnachten verschicken, führte ich kurz entschlossen auch bei ihr die Entlohnung ein. Von jetzt ab erhielt die Kleine allsonntäglich den Arbeitslohn der vergangenen Woche entsprechend 5 bis 40 Pfg. Lohn. Es kam auch wohl einmal vor, daß sie leer ausging, wenn eine Reise oder Wandertage sie zu feiner Arbeit kommen ließen.

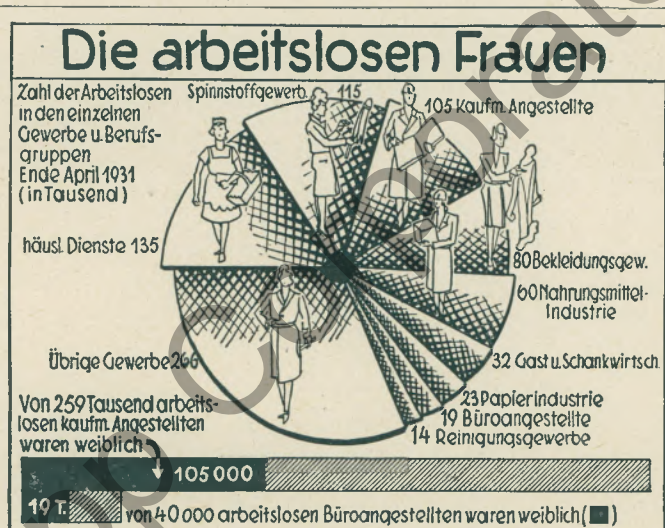
Was war das und was ist das heute noch für ein fröhlich spannender Augenblick, wenn der Vater beim Sonntagskaffee fragt: „Nun, Mutter, war das Kind in der vergangenen Woche fleißig?“ Und jedesmal zieht's glücklich mit seinem Lohn ab, um ihn in seiner Kasse zu verwahren. Kleingeld und Silbergeld liegen da sauberlich getrennt und werden an jedem Sonntag gezählt. Im Juni des ersten Schuljahres kam dann das Kassenbuch hinzu. In steiler Antiqua schrieb man LON ein und bemühte sich bald eifrig ums richtige Schreiben und ordentliche Ausfüllen, damit das Kassenbuch ebenso schön wie Mutters Haushaltsbuch

ausfah. Eine „Freischwimmpremie“ brachte gewichtigen Zugang, „STIL GELT“ zur Belohnung für stundenlanges Schweigen bei häuslicher Arbeit des Vaters, „Prämien für selbstgezogene Zähne“ und manches andere füllte die kleine Kasse, und so war es eines Tages so weit gekommen, daß die Kleine nicht nur „Weihnachten nicht mehr mit leeren Händen da stand“, sondern sich für „selbstverdientes Geld“ den langersehnten Kanarienvogel kaufen konnte. Gar manches Mal kam die übernommene Arbeit nicht gelegen, aber fast immer überwand sich das Kerlchen; es mußte doch Geld verdienen, denn den Unterhalt für den „selbstverdienten Kanarienvogel“ bestreitet man natürlich selbst. Und „Freuden“ will man zu Weihnachten auch machen. Von der Fünfjährigen findet sich der Ausdruck notiert: „Wenn ich erst keine Lust zum Arbeiten gehabt habe, und ich tue es dann doch, dann werde ich hinterher ganz schrecklich froh; viel froher noch als sonst.“

Und nun die Freude, wenn ein Geschenktag herannah und man selber einkaufen kann. Da muß vorher eifrig überlegt werden, „wieviel Teile nötig sind, und was jeder brauchen kann“. Wenn man nun z. B. einen Notizblock für 30 Pfg. kauft, so weiß man genau, daß 30 Pfg. nicht so rasch verdient sind, und paßt auf, daß man auch etwas Ordentliches für sein Geld bekommt. Und dann blüht und weht die Phantasie, wenn die leeren Blocks daheim liegen und aufs Bemalen warten. Sauber und exakt wird gezeichnet, getuschelt und geklebt. So teuer erworbene Dinge dürfen doch nicht verdorben werden, und man will auch später sehen, daß sie den Empfängern wirklich Freude bereiten und benutzt werden.

Jedes Jahr mehren sich die Weihnachtsgeschenke: „Ich muß noch mal nachrechnen, ob ich nicht noch jemand eine Freude machen kann, dem Onkel Ansager, dem Zeitungskind.“ Im Oktober schon beginnt die Arbeit, langsam füllt sich das Weihnachtstischchen mit fertigen Gaben. Als letztes werden Vogelringe gekauft, die den Balkon Gästen besichert werden. Alles Geld ist ausgegeben, bis auf einen kleinen Rest für Sand und Vogelfutter; es ist gar nicht so leicht, die ganze Summe richtig einzuteilen, wenn man erst im zweiten Jahr zur Schule geht. Außer für den Vogel, der nun schon 1 1/2 Jahr wie ein eigenes Kind gehegt wird, hat die Kleine keinen Pfennig aus ihrer Kasse für sich selbst entnommen. Alles andere Geld ist zum Freude machen und Helfen ausgegeben worden, und wir freuen uns, ihr dazu die Möglichkeit gegeben zu haben, denn auch manches zuvor nicht Bedachte hat der „Lohn“ in dem kleinen Menschenkind geweckt und gestärkt.

*



Die Arbeitslosigkeit unter den werktätigen Frauen.

Die Arbeitslosigkeit in Deutschland ist nicht zuletzt dadurch verursacht, daß heute in Deutschland viel mehr Frauen erwerbstätig sind als in der Vorkriegszeit. Es wäre nun zu erwarten, daß also von der Erwerbslosigkeit die Frauen mehr betroffen werden als die Männer. Das trifft aber nicht zu, sondern in vielen Branchen kann man sogar beobachten, daß die billiger arbeitenden Frauen leichter Stellung finden als die Männer. Im übrigen verteilen sich die erwerbslosen Frauen auf die einzelnen Berufszweige entsprechend ihrem Anteil. Lediglich die Berufsgruppe der häuslichen Angestellten zeigt eine sehr hohe Arbeitslosigkeit, da eben durch Verarmung sich weite Kreise das früher obligate „Dienstmädchen“ nicht mehr halten können.

Mutterhände.



Lichtbildstudie
von
E. W a s o w,
München.

Der Schatz im Kinde.

Ich habe es gern, am Abend von unserem Fenster nach hinten in den alten Hof zu schauen, wo die Kinder unserer Nachbarn im letzten Flimmern der Sonne noch einmal lustig sind.

Die Jungen spielen dann Fußball mit allem Ernst und allem Eifer, die Mädchen tanzen und kichern und singen. Das kleine Volk, der alte Hof, die Geranien vor den funkelnden Scheiben, über den Dächern ein blauer Fetzen Himmelsseide, die Sonne und der Feierabendwind, alles ist dann jenes fröhliche Bild, das sich da jeden Abend in den Rahmen unseres Fensters nach hinten hinaus hineinmalt.

Ich möchte es nie und nimmer missen, und auch den kleinen Jungen nicht. Er ist vielleicht fünf Jahre alt. Aber so etwas wie ein Rastelli steckt doch schon in ihm. Er jongliert den Ball, stößt und stoppt ihn, trippelt und tänzelt mit ihm, beherrscht die braune Lederkugel und seinen kleinen wendigen Körper mit einer Gewißheit, daß ich nie genug kriege von seiner verwegenen, von seiner verwunschenen Kunst.

Aber auch ein kleines Mädchen begeistert mich fast jeden Abend. Es kommt, zieht die Schuhe aus und tanzt dann auf Strümpfen mit so einer Innigkeit und so einer zärtlichen Hingabe und so einem närrischen Gefühl, daß man wahrhaftig meinen könnte, irgendein Blutstropfen der Pawlowa kreise da mit in dem kindlichen Spiel.

Rastelli und Pawlowa ... große Namen ... der kleine Junge und das kleine Mädchen wissen nichts davon ... sie spielen und tanzen ... und was einmal aus ihnen wird ... keiner weiß es ... ein Rastelli, ein Musikant,

ein Maler ... ein Schuster oder Schullehrer ... ein Kaufmann oder ein Gauner ... eine Pawlowa, eine Dirne oder eine gütige Mutter ... keiner kann es sagen.

Sie spielen und tanzen und ahnen nicht, daß in jedem von ihnen ein Schatz verborgen liegt wie in einer heimlichen Truhe, und daß es nur eine Frage ist, ob einmal ein Gottesfinger den Truhendeckel hebt, und daß es wieder nur eine Frage ist, ob einmal eine Gotteshand den Schatz, den verborgenen Schatz wie goldene Saatkörner in alle Welt und in alle Zeit hin- und hinausstreut ...

Ach, was steckt nicht alles in einem Kinderherzen, was steckt nicht alles in einer Kinderseele!, so denke ich dann oft, wenn ich am Abend von unserem Fenster nach hinten hinaus in den alten Hof schaue, wo das kleine Volk noch einmal lustig ist. Und an den kauzigen Valentin Friedland denke ich dann, der noch allemal, wenn er vor seine Klasse hintrat, solchermaßen sprach:

„Gott grüß’ euch, ihr Edlen, Bürgermeister, Ratsherren, kaiserliche und fürstliche Räte, ihr Handwerksleute, Künstler, Kaufleute, Krämer, Büttel, Henker und Lumpen! Dies alles könnt ihr nämlich werden, je nachdem ein Gott es will ...“

Lange ist das her, der schrullige Schullehrer ist lange schon tot, es hat sich nichts geändert. Oder doch ...?

Noch immer spielen die Kinder da unten in einem alten Hof, spielen und tanzen und sind von aller Philosophie so unbeschwert wie ein Vogelflügel, der am Himmel vorbeistreift, am abendlichen Himmel einer fröhlichen Kindheit ... und das ist gewiß nur gut so.

Max Bardroff.

Berühmte Schreibtische.

Von Liesbet Dill.

Im Gartenhäuschen in Weimar am Fenster in der Ecke steht ein kleiner Tisch, schmal und unbequem: Goethes „Sommer-schreibtisch“, mit einem merkwürdigen, länglichen, weißbezogenen Schreibfessel, den sich Goethe selbst erfand. Er arbeitete hier im Reitsitz, also „zu Pferde“, vor sich den Pferdehals, um sich kahle Wände, die nur eine Landkarte schmückte. Die weißen Mullvorhänge an den klapprigen Fensterchen bewegt der Wind. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Ofen, das ist alles in diesem stillen, einfachen Arbeitszimmer im Park. Die hohe eiserne Pyramide auf dünnen Beinen — ein Ofen nach Goethes Angaben — erwärmte ihn, wenn draußen der Regen gegen die Scheiben schlug und der Sturm durch die Thüringer Wälder brauste... Schillers Schreibtisch dagegen, im Weimarer Sterbehause, wirkt zierlich und elegant, fast wie für eine Dame. Damals brauchten die Menschen so wenig Raum. Sie schiefen meist sitzend, in harten, schmalen Betten, und ihre Schreibtische waren schmucklos und unbequem. Auf Schillers Schreibtisch steht noch der Globus, auf dem Schillers abgekehrte Hände sehnsüchtig die Weltreisen unternahmen, die der Kranke nicht mehr machen konnte. An der Wand eine Gitarre mit gesprungenen Saiten, über dem stummen Tafelklavier welkt ein Lorbeerfranz, das schmale Bett ist von frischen Blumen bedeckt...

Franz Liszts Schreibtisch in seinem Weimarer Empfangsalon und Arbeitszimmer, ist bedeckt von Gebrauchsgegenständen, Bildern von Frauen in veralteter Tracht, die Fürstin Wittgenstein, seine Tochter Cosima in Turniere und Schleppe. Golden leuchtet die Allee, die hinauf nach dem Schloß Belvedere führt. Ein Ausblick aus dem Fenster eines musikalischen Dichters, schön, frei und weit... Liszts Wohnräume haben immer noch etwas seltsam Belebtes. Als ob die alte Wirtschafterin gesagt: „Bitte, warten Sie einen Augenblick, er wird gleich kommen“. Und man erwartet Franz Liszt... An dem Türnagel hängt ja noch sein schwarzer Samtrock, in dem Liszt phantasierend am Flügel saß oder an seinem Schreibtisch und die zierlich gestochenen Noten mit fliegender Feder hinschrieb.

Wie einfach und bescheiden wirkt der glatte Schreibtisch Kaiser Wilhelms I. in dem stillen, historischen Eckzimmer des alten Berliner Palais, mit den vielen „Kranichen“, die ihm seine Tochter mitgebracht, und die er pietätvoll aufhob, wie jenes kleine Kästchen für die Briefmarken aus wohlbesticktem Silberpapier von einem Enkelchen...

Und jener melancholische Birken-schreibtisch der Königin Luise mit ihrer kleinen Schreibmappe und all den anmutigen Dingen, die ihre zarten Kinderhände täglich gebraucht, in der Fenster-Nische des hellen Schlafzimmers im Landhause zu Pareß in der Mark, wo die kranke Königin ihren letzten, stillen Sommer verlebte, die letzten Tage des Glücks...

Walter Scotts Schreibtisch, hoch oben in Schottland, steht in einem einsamen, weltabgelegenen Schloß, dessen hohe Mauer es von der grünen schottischen Ebene abschließt. Hohe Hallen mit alten Waffensammlungen, Rüstungen stummer Ritter, Galerien und riesige Kamine, alles großzügig, vornehm, gediegen. Von Scotts Schreibtisch überschaut man den strenggehaltenen englischen Park, den Fluß mit den Schwänen, Lagushecken, sanftgeschorene Rasenflächen, Blumengruppen und alte Alleen. Scott arbeitete in der großen, hohen Bibliothek an einem Sekretär, ein wenig bequemes Möbel, umgeben von ledergebundenen Büchern — von einem alten Diener behütet und abgestaubt. Ein Grandseigneur unter den Dichtern. Er hat sich von seinen Verlagsabrechnungen dieses

stattliche Schloß erbaut, „bit for bit“, und die Gegend auf seinem Pferd als eleganter Reiter durchstreift. Einsam und schön liegt Scotts Schloß. Ringsum Weiden, Schafe und Wälder und Flüsse, alles grün, duftig und gesund... Aus einer Ecke sieht der enthauptete Kopf Maria Stuarts mich an — ein grausiges Gemälde.

Wie ärmlich hat sich dagegen der nervöse Strindberg herumgedrückt. In der Ecke des „Nordisk-Museums“ in Stockholm hat man in zwei kleinen Räumen die abgenutzte Einrichtung seiner letzten Wohnung aufgestellt. Strindbergs Schreibtisch enthält keine Kostbarkeiten. Nur Tintenfaß und Löcher, Bleistifte, Farbstifte, Papier und Bücher. Ein fanatischer Arbeiter schrieb hier fieberhaft seine Gedanken nieder, an diesem elenden Tisch in einer kalten Mansarde im sechsten Stock eines nüchternen Mietshauses, das in einer lärmenden Geschäftstraße Stockholms lag.

Mozart hat in Salzburg im „Zauberflötenhäuschen“ an einem Küchentisch seine „Zauberflöte“ geschrieben.

Der Schreibtisch Dickens' in seinem behaglich bürgerlichen Haus im Zentrum Londons atmet Wohlhabenheit eines Dichters, der seinen Ruhm schon zu Lebzeiten genoss. Er arbeitete an einem flackernden Kaminfeuer, im Unterstock sorgte eine gutdisziplinierte Dienerschaft für einen wohlbesetzten Tisch, ein geordnetes, blankes Haus. Das Haus, in dem Dickens die „Pickwickier“ schrieb, sieht langweilig und grau von außen aus wie die anderen Backsteinhäuser der Straße, aber innen ist's das Heim eines Poeten, der das Leben mit Humor zu nehmen verstand und an einem blanken, gut ausgeräumten bequemen Schreibtisch seine Romane schrieb, nach dem Morgenbad und einem kräftigen englischen Frühstück.

In einem kleinen Haus draußen in der Cheneysstraße an der Themse hat Carlyle, der Bewunderer Friedrichs des Großen und Freund der Deutschen, 47 Jahre gewohnt. Die Atmosphäre eines guten Menschen erfüllt noch sein Arbeitszimmer. Carlyles Schreibtisch ist einfach und konventionell. Er bediente sich gern eines Schreibkastens, den er überall mitführte, besonders auf Reisen, in dem Linse, Federn, Bleistifte und sogar seine — Pillen waren. In den Arbeitspausen ging er in seinem gelben Flauschrock in dem winzigen Gärtchen auf und ab, zwischen den abgezielten Buchsbaumbeeten. Die eintönigen, grauen Fassaden der nüchternen Straße lenkten seine Gedanken nicht ab; Häuser, die man nicht voneinander unterscheiden kann, wenn man die Hausnummer vergessen hat.

Der berühmte „Shakespeare Desk“ steht in einem düsteren Raum im zweiten Stock neben einem großen kalten Kamin, ein schwarzes einfaches Schulpult, an dem er stehend schrieb. Viele Namen sind hineingeschnitten. Jemand etwas von Shakespeare ist noch da und schwebt über dem alten Garten, über diesem unbequemen, einfachen, schwarzen, kindlichen Pult, das Shakespeare benutzte.

Und wie einfach und ärmlich Luthers kleines Lesepult in seinem alten Hause in Wittenberg, in der ehemaligen Mönchszelle, klein, eng und dunkel, durch Bugenscheiben von trübem Licht erfüllt, daneben die alte abgelaufene Standuhr, die stillsteht... Und hoch oben auf der Wartburg jener wuchtige Eichentisch in enger Zelle, die herabschaut auf Thüringens Wälder und nebelumzogene grüne schöne Welten.

Wie schlicht der Schreibtisch Bismarcks in seinem Sommerhaus in Bad Kissingen, wie ergreifend armselig der letzte von Marie Antoinette im feuchten Gefängnis der Conciergerie in Paris, wie lebendig wirkt Voltaires Lesepult im Musée Carnavalet, wie eben verlassen...!

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Worte am unrechten Plage.

Von Professor D. Hauschild, Hamburg.

Man würde nicht soviel Aufhebens zu machen brauchen von Wörtern und Wendungen, die im Geschäftsbrief üblich sind, wenn sie nicht täglich hunderttausendmal geschrieben würden. Da lohnt es sich schon, zu untersuchen, ob ein Wort an seiner Stelle Sinn und Verstand hat oder nicht.

1. Hier erregt zunächst das Wort gern in den Schlusswendungen Bedenken. Gern bedeutet erstens bereitwillig, zweitens mit Vergnügen, mit Freude, auch mit Vorliebe. Es ist also berechtigt in der von alters her üblichen Eingangswendung „Aus Ihrem Schreiben vom... ersehen wir gern, daß...“, wenn aus dem Briefe des anderen etwas Günstiges zur Kenntnis genommen wird. Es ist ebenso am Plage in der bekannten Schlusswendung „Stets gern für Sie beschäftigt (zu Ihren Diensten usw.)“. Es ist aber sinnlos in den Wendungen „Wir erwarten gerne Ihre weiteren Nachrichten“ oder „Wir sehen Ihre Nachrichten gern entgegen“. Sie sollen ja den anderen bewegen, bald zu antworten. Nun kann ich einen Brief mit Verlangen, mit Spannung, mit Ungeduld, mit Begierde erwarten oder ihm entgegensehen, aber nicht „gern“, das heißt mit Vergnügen, besonders wenn ich noch gar nicht weiß, ob er etwas für mich Günstiges enthalten wird. Ebenso verkehrt ist die häufige Wendung „In angenehmer Erwartung“. Die angenehmen Gefühle stellen sich doch erst ein, wenn der erwartete Brief da ist und günstig lautet. Es sind alles verfehlte Versuche, die Schärfe, die das Wort erwarten in neuerer Zeit angenommen hat, zu mildern. Es wird als zu schroff empfunden, weil man sich gewöhnt hat, es da anzuwenden, wo eine bestimmtere Sprache am Plage ist. Tatsächlich findet sich in Kaufmännischen Briefstellern des 19. Jahrhunderts das Wort noch nicht an dieser Stelle; man schrieb: „Ich erwarte mit Spannung (Verlangen) Ihr Antwortschreiben.“ Das ist das einzig Sinngemäße; es enthält auch keine Schärfe.

Milder, also höflicher als „erwarten“ ist „gewärtig“ (Ihrer baldigen Antwort gewärtig). Es ist nicht überflüssig, zu sagen, daß das Wort mit dem zweiten Falle zu verbinden ist. Ich empfehle als Merkvers aus Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“:

Und knieet rechts und knieet links

Und ist gewärtig jedes Winks.

Milde und höflich genug ist auch „Ich sehe Ihren weiteren Nachrichten entgegen“; „gern“ ist hier also erst recht überflüssig. Statt mit Interesse schreibe man „mit Spannung“. Das zeigt dem Geschäftsfreund, daß mir an seiner baldigen Antwort viel gelegen ist.

Ganz sinnlos endlich ist „Ich hoffe gern (gern hoffend)“. Was man hofft, will man doch immer gern. Kann man auch ungern hoffen?

2. Sehr beliebt, besonders bei Anpreisungen im Geschäftsleben, ist selten als steigerndes Umstandswort im Sinne von „ungewöhnlich“ im hohen Grade“. Eine Anzeige im Frankfurter Generalanzeiger lautete: „Kaufmann, Verkaufskanone, nachweislich selten erfolgreich, sucht Reiseposten.“ Man sieht, wie gefährlich die Verwendung des Wortes in diesem Sinne ist, denn die eigentliche Bedeutung von selten ist ja „nicht häufig, nicht oft“. Da kommt dann ungefähr das Gegenteil von dem heraus, was man sagen will. Unvorsichtig also drückte sich der Geistliche einer Gemeinde, in der Trunksucht herrschte, aus, als er am Grabe eines Verstorbenen sagte, er sei ein selten nüchterner Mann gewesen. Er durfte sich nicht wundern, daß plötzlich ein Grinsen über die ernsten Gesichter der Zuhörer huschte. Man sollte diese gefährliche, übrigens auch schon

recht abgedroschene Art der Steigerung vermeiden. Es klingt doch immer die Saite der eigentlichen Bedeutung von „selten“ mit, und an boshaften Lesern fehlt es nicht. Ein Werbeleiter mit geschultem Sprachgefühl wird statt mit einem so doppelstinnigen Modewort lieber mit „überaus, ungemein, unergleichlich, ungewöhnlich, ausnehmend“ usw. steigern und nicht mehr von selten schönen Zigarrenmarken, selten geschmackvoller Ausführung, selten günstigen Kaufgelegenheiten usw. reden und schreiben.

„Bildschöner deutscher Schäferhund, ausnahmsweise wachsam, zu verkaufen.“ Der Mann wird seinen Hund nicht los werden, wenn er nicht das nächste Mal „ausnehmend wachsam“ einrücken läßt.

3. Auch das Wort scheinbar wird vielfach an Stellen gebraucht, wo es nicht hingehört und wo es anscheinend heißen müßte. In Ihrem Schreiben vom 15. d. M. ist Ihnen scheinbar ein Irrtum untergelaufen. Nein, anscheinend! Wer Anlage dazu hat, kann sich beim Lesen der Zeitung alle Tage über den Fehler ärgern: „Es liegt scheinbar Selbstmord vor.“ Der Berichterstatter will sagen: Es wird ein Selbstmord vorliegen; Genauer weiß man noch nicht. Dann hätte er aber anscheinend (wie es scheint) schreiben müssen. Denn „scheinbar“ kann man nur als Gegensatz von „in Wirklichkeit“ verwenden, z. B. die Sonne dreht sich scheinbar um die Erde. In Wirklichkeit ist es bekanntlich umgekehrt. „Scheinbar“ verneint also die Wirklichkeit, während „anscheinend“ sie bejaht, wenn auch vorsichtig und unsicher. Wie kann unser Denken diesen wichtigen Unterschied entbehren! „Du bist anscheinend zerstreut“, sagt der Lehrer zu einem Schüler, dessen Gedanken in anderen Gefilden luftwandeln. Er könnte auch sagen: Wie es scheint, bist du zerstreut, oder: Es scheint, du bist zerstreut usw. „Er war scheinbar darüber betrübt, aber im Innern freute er sich“, das heißt: er stellte sich (tat so), als ob... Wieder etwas anderes ist augenscheinlich, für das man in allen Fällen auch „offenbar“ sagen kann. Es bejaht sehr kräftig, will jeden Zweifel ausgeschlossen wissen.

4. Am unrechten Plage wird in Vergleichen oft wie statt als verwendet. Die Regel über den Unterschied der Vergleichswörter als und wie ist leicht zu merken: wie steht bei Gleichheit, als bei Ungleichheit, auch wenn sie verneint sind. Z. B.: Er ist so groß wie mein Bruder. Also auch: Er ist nicht so groß wie mein Bruder. Aber: Er ist größer (nicht größer) als mein Bruder. Noch einfacher ist die Regel in dieser Fassung: wie steht beim Positiv, als beim Komparativ. In der Umgangssprache wird meist unterschiedslos wie gesagt. Die neuere Sprachlehre strebt aber danach, den Unterschied ebenso streng wie im Französischen und Englischen durchzuführen, wo die Verwechslung von comme und que, as und than als grober Fehler gilt. Die Unsicherheit ist bei uns darin begründet, daß die ältere Sprachlehre es mit dem Unterschied von als und wie nicht so genau nahm. Aber das kann Mißverständnisse ergeben. Z. B. „Es ist zu hoffen, daß der Staat die Bibliothek besser und höher wie früher unterstützen wird.“ Auch anders als und nichts (anderes) als muß man sagen, denn da liegt ebenfalls eine Ungleichheit vor. In einigen festgesetzten alten Ausdrücken behauptet sich als noch gegen die Regel: sowohl — als auch, so bald als (neben wie) möglich. Stoßen zwei als zusammen, so setzt man für das erste das in älterer Sprache gebräuchliche denn. Nicht: Er war größer als Mensch als als Feldherr, sondern: Er war größer als Mensch denn als Feldherr.

Wieviel Räder stehen still?

Zahl der geleisteten in vH. der möglichen Arbeitsstd.

Juli/August 1931



Ergebnisse der Industrieberichterstattung.

Die Industrieberichterstattung gibt über die Zahl der in den einzelnen Industriezweigen beschäftigten Arbeiter und Angestellten, ferner über die geleisteten Arbeitsstunden Aufschluß. Auf unserem Bilde haben wir für den Monat August gezeigt, wieviel Arbeitsstunden geleistet wurden und wieviel Prozent der möglichen Arbeitsstunden gefeiert wurden. Man sieht an diesen Zahlen, daß die Produktionsgüterindustrien in vielen Branchen beinahe doppelt so stark von der Wirtschaftskrise betroffen wurden als die Verbrauchsgüterindustrien. Daran ist nicht allein das Baugewerbe schuld, sondern auch der geringe Auftragsbestand in der Großisenindustrie, in der Lederindustrie und im Buchdruckgewerbe. In der Verbrauchsgüterindustrie ist durch die Glucht in die Sachwerte im Juli in vielen Branchen eine kleine Besserung zu verzeichnen. Im Gesamtdurchschnitt arbeitet die deutsche Industrie aber nur mit etwas mehr als der Hälfte ihrer Arbeitsmöglichkeit.

genau nahm. Aber das kann Mißverständnisse ergeben. Z. B. „Es ist zu hoffen, daß der Staat die Bibliothek besser und höher wie früher unterstützen wird.“ Auch anders als und nichts (anderes) als muß man sagen, denn da liegt ebenfalls eine Ungleichheit vor. In einigen festgesetzten alten Ausdrücken behauptet sich als noch gegen die Regel: sowohl — als auch, so bald als (neben wie) möglich. Stoßen zwei als zusammen, so setzt man für das erste das in älterer Sprache gebräuchliche denn. Nicht: Er war größer als Mensch als als Feldherr, sondern: Er war größer als Mensch denn als Feldherr.

Karl Karmarsch.

Zur Wiederkehr seines Geburtstages am 17. Oktober.

Als Begründer der Technologie wird Johann Beckmann angesehen, der von 1766 bis 1788 Professor der Gewerbekonomie an der Universität Göttingen war. Beckmann brauchte im Jahre 1772 zum erstenmal die Bezeichnung Technologie für das, was man bis dahin mit „Kunstgeschichte“ bezeichnet hatte. Beckmann verstand aber darunter die Beschreibung von Verfahren, die angewandt wurden, um aus Roh- und Halberzeugnissen Fertigerzeugnisse herzustellen. Nach neueren Begriffen ist die Technologie „die wissenschaftliche Lehre derjenigen Arbeitsvorgänge und Hilfsmittel, durch welche der Gebrauchswert der dem Menschen zur Verfügung stehenden Rohstoffe erhöht wird“. Ohne auf die Entwicklung der Technologie und ihrer Vertreter und bedeutendsten Verbesserer eingehen zu wollen, sei hier das Lebensbild eines Technologen herausgegriffen, der nicht nur als technologischer Fachmann, sondern auch als akademischer Lehrer und Mensch von überragender Bedeutung gewesen ist: Karl Karmarsch.

Die Wiege Karmarschs stand in Wien, wo er am 17. Oktober 1803 als Sohn eines Schneidermeisters das Licht der Welt erblickte. Er besuchte die Volksschule und kam im November 1811 in die königliche Hauptschule zu St. Anna. 1814 trat er in die Realakademie über und besuchte vom November 1817 ab die technische und kommerzielle Abteilung des Wiener Polytechnischen Instituts. Im Alter von 16 Jahren wurde er bei seinem Lehrer Altmütter Assistent für mechanische Technologie und dadurch schon im frühen Alter derjenigen Laufbahn zugeführt, auf der er später so hervorragende Leistungen vollbringen sollte. Die nächsten zehn Jahre seines Lebens benutzte er, um sich durch Selbststudium und Anhörung von Vorlesungen in den Naturwissenschaften, der Mathematik und den technischen Fächern umfassende Kenntnisse anzueignen und gleichzeitig literarisch tätig zu sein. Im Jahre 1823 erschienen von ihm die „Grundzüge der Chemie“ und im Jahre 1825 die „Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie“. Daneben war er noch für verschiedene Zeitschriften tätig und veröffentlichte in dieser Zeit eine große Anzahl von Aufsätzen und Referaten.

Das Jahr 1829 bedeutete für Karmarsch insofern einen Wendepunkt in seinem Leben, als er in diesem Jahre die Berufung an die in Hannover zu errichtende „Polytechnische Lehranstalt“ als deren Direktor und gleichzeitig als Lehrer der Chemie und Technologie erhielt. Im Herbst 1830 siedelte Karmarsch nach Hannover über und begann mit dem Aufbau der ihm anvertrauten Anstalt. Er entwickelte in seinem Amte eine hervorragende organisatorische Tätigkeit und verstand es, bedeutende Lehrkräfte heranzuziehen und die Schule mit den verhältnismäßig knappen Mitteln immer mehr zu erweitern und auszubauen. Es bedarf daher keiner weiteren Frage, daß sein Ruf als Lehrer alsbald eine große Zahl Schüler anzog. Wenn hörte man aber auch seinen Rat, wenn es darum ging, technische Verbesserungen einzuführen und Industrie und Gewerbe seiner neuen Heimat zu beleben. In dieser Richtung beteiligte er sich auch sehr stark an dem Zustandekommen des „Gewerbevereins für das Königreich Hannover“, zu dessen Präsidenten er Mitte der vierziger Jahre gewählt wurde. 23 Jahre leitete er zudem die von diesem Verein herausgegebene Zeitschrift, die „Mitteilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover“, für die er selbst eine große Zahl von Abhandlungen hohen technischen Wertes schrieb, und die infolgedessen damals zu den bedeutendsten Zeitschriften ihrer Art gehörte.

Karmarsch wandte sich in seiner neuen Umgebung, seinen Neigungen folgend, immer mehr und mehr der mechanischen Technologie zu, einem Gebiet, das bis dahin von den Universitäten gelehrt und sehr stiefmütterlich

behandelt worden war. Karmarsch erkannte aber die hohe Bedeutung der Technologie für die Gewerbeförderung und baute nun den vorhandenen Stoff zu einem System der allgemeinen und vergleichenden Technologie aus, den er dann in seinem Werke „Grundriß der mechanischen Technologie“ (1837) niederlegte. Durch Klarheit und Reichhaltigkeit, durch Zuberlässigkeit und Gründlichkeit steht dieses Buch, das später als „Handbuch der mechanischen Technologie“ noch vier Auflagen erlebte, als bedeutendstes Werk über alle technologischen Fragen in der damaligen technischen Literatur unerreicht da. Von Karmarschs sonstigen literarischen Arbeiten seien noch das mit Professor Heeren zusammen bearbeitete „Technische Wörterbuch“ und die anfänglich von Prechtl, später von Karmarsch herausgegebene „Technologische Enzyklopädie“ (in 25 Bänden) und seine „Geschichte der Technologie“ erwähnt. Danebenscrieb er für eine Anzahl Zeitschriften wissenschaftliche und gemeinfaßliche Aufsätze, lieferte Jahresübersichten für Jahrbücher und veröffentlichte über die ihm unterstellte Anstalt wertvolle Monographien.

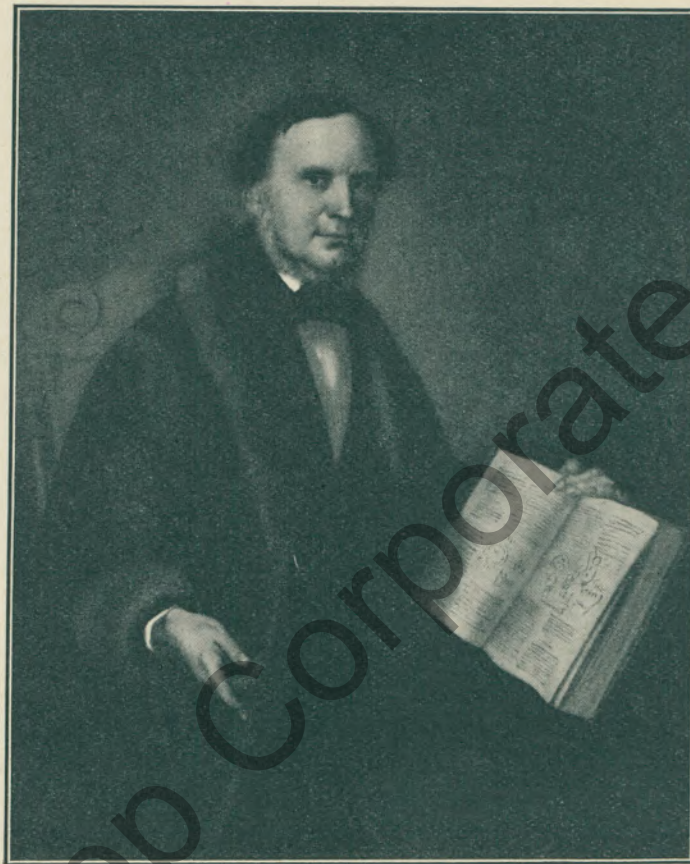
Gerade die Gewerbeschule in Hannover, die im Jahre 1847 die Bezeichnung „Polytechnische Schule“ erhielt, erfreute sich seiner ganz besonderen Pflege. Von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß für den naturwissenschaftlichen und technischen Unterricht Sammlungen und für die Förderung wissenschaftlicher Erkenntnisse Bibliotheken von hoher Bedeutung sind, hat Karmarsch in der hannoverschen Anstalt Sammlungen und eine Bibliothek zusammengebracht, die mit Recht den Neid der anderen technischen Anstalten erregten. Wie sehr man aber auch Karmarschs Verdienste um die Hannoversche Polytechnische Schule anerkannte, zeigte sich so recht bei der Feier des 25jährigen Bestehens dieser Anstalt, bei der ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt Hannover und das Ehrendoktorat der philosophischen Fakultät der Göttinger Universität verliehen wurden. Trotz seiner vielseitigen und großen literarischen und Lehrtätigkeit fand Karmarsch immer noch Zeit, Studienreisen zu unternehmen, um in Verbindung mit der Praxis zu bleiben und aus ihr neue Anregungen für seine Tätigkeit als technischer Schriftsteller und Lehrer zu ziehen.

Im Jahre 1875 legte er nach 45jähriger Tätigkeit sein Amt als Leiter der Polytechnischen Schule nieder. Hauptsächlich war es ein seine Tätigkeit stark behinderndes Augenleiden, das ihn zu diesem Entschluß brachte. Von einem schmerzvollen Krankenlager wurde er am 24. März 1879 durch den Tod erlöst.

Die Tätigkeit von Karl Karmarsch stand unter einem glücklichen Stern, fiel sie doch in die Zeit, in der man infolge der veränderten Verkehrsverhältnisse an eine Vermehrung und Vergrößerung der Bedürfnisse in den technischen Herstellungsverfahren dachte, in der man vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb überging. Aber wenn man sein Lebenswerk überblickt, so muß man anerkennen, daß Karmarsch seine Zeit gut genutzt und alles aus ihr herausgeholt hat, was der ihm unterstellten Anstalt zum Nutzen dienen konnte. Karmarsch hat der Polytechnischen Schule fast ein halbes Jahrhundert die Treue gehalten, obgleich wiederholt ehrenvolle Berufungen an ihn herantraten. Er wich nicht von dem ihm anvertrauten Posten und setzte alles daran, das ihm anvertraute Amt mit der ganzen Größe seiner Persönlichkeit auszufüllen. Fest umrissen steht heute noch seine Gestalt in der Geschichte der Technologie, und es würde eine empfindliche Lücke klaffen, wenn man aus ihr den Namen Karmarsch wegnehmen würde.

Jahade.

[Literatur: Derigler 232 (1879) S. XVII-XXIV; Mitt. d. Hannoverschen Hochschulgemeinschaft, S. 8 (1926) S. 8390.]



Lehrer Hermann!

Karmarsch

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Revolution auf dem Bürgersteig.

Aus einer Schilderung des Londoner Straßenlebens von Jean Dublin in „La Lumière“, Paris.

Arbeitslosigkeit ist eine der immer wiederkehrenden chronischen Krankheiten, unter denen wir leiden.

Manche Opfer dieser Arbeitslosigkeit ergeben sich widerstandslos in ihr Schicksal. Aber ab und zu trifft man auf Menschen, die sich entschlossen zur Wehr setzen und sich der neuen Lage wohl oder übel anzupassen versuchen. Es handelt sich hier nicht nur um eine Frage der individuellen, sondern auch der Völkerpsychologie. In ganz Deutschland zum Beispiel hat die Arbeitslosigkeit etwas Trostloses, Verzweifertes an sich. Überall fühlt man, wie die Menschen zusammenbrechen unter den Schlägen eines Schicksals, das sie weder bekämpfen noch überwinden können. In den Straßen Berlins stehen in Lumpen gehüllte Wesen mit abgemagerten Gesichtern und hoffnungslosem Blick, die Postkarten, Schnürsenkel oder Streichhölzer feilbieten.

In England, vor allem in London, sieht es ganz anders aus. Das Elend, das hier herrscht, ist — zumindest in den Arbeitervierteln — bestimmt nicht geringer als in Berlin. Aber der Humor, dieser Humor, der dem Deutschen so vollständig fehlt, mengt sich ein und verändert das Straßenbild. Man ist Zeuge komischer Auftritte. So ging vor einiger Zeit ein schlecht gekleideter Mann, dessen Hände und Füße mit Ketten gefesselt waren, durch die Straßen der englischen Hauptstadt. Die Ketten, die untereinander verbunden waren und ihrem Aussehen nach sehr schwer sein mußten, klirrten, wenn der Mann vorwärtsschritt oder Hände und Füße bewegte. Auf dem Rücken trug er ein großes Plakat mit der Inschrift: „So seufzt das Volk in den Fesseln der Not!“

In Paris hätte zweifelsohne der Polizeipräsident diese Inschrift als Umsturzversuch angesehen, und seine Schergen hätten nicht veräumt, den „Manifestanten“ zu verhaften, vermutlich, um ihm eine tüchtige Tracht Prügel zu verabreichen. Ist England ein freieres Land als Frankreich? Tatsache ist, daß die Londoner Polizisten nur lächelten, als dieser Mann ihnen auf seinem Marsch begegnete. Die Polizei kümmerte sich nicht im allergeringsten um ihn.

Tatsache ist ebenfalls, daß in dieser Riesenstadt mit ihren acht Millionen Einwohnern die Zahl der Notleidenden unermesslich groß ist. Blinde Musiker, Invaliden, die den Beruf eines Straßensängers ausüben, sind so zahlreich, daß sie kaum noch irgendwelche Beachtung finden. Ihr Gefang und ihre Musik gehen unbeachtet im Straßenlärm unter.

Die bettelnden Arbeitslosen von London legen die größte Erfindungskunst an den Tag, um die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zu lenken. Um ihr Ziel zu erreichen, müssen sie sich immer neue Tricks ausdenken. So haben einige Arbeitslose kürzlich etwas erfunden, das beim Londoner Publikum außerordentlichen Anklang findet, während es bei uns auf dem Kontinent noch so gut wie unbekannt ist. Zwei oder drei Arbeitslose lassen sich an der Ecke einer sehr verkehrsreichen Straße nieder und belegen auf die Gefahr hin, eine Verkehrsstörung zu verursachen, ganz einfach den Bürgersteig mit Beshlag. Sie sind mit bunten Kreides-

stiften bewaffnet und machen sich daran, auf das Trottoir Landschaftsbilder, Tierbilder oder die Köpfe bekannter Persönlichkeiten zu zeichnen. Das Ganze wird schließlich mit einem großen Rahmen aus roter Kreide umgeben, und in eine der Ecken des Bildes schreiben die Künstler: „Danke!“ oder „Arbeitslose bitten um Hilfe!“ Man berichtet, daß einer dieser Zeichner voller Künstlerstolz unter seine Trottoirbilder die Inschrift setzte: „Schönheit verlangt ihren Lohn! Vergiß den Künstler nicht!“

Seit einigen Monaten ist die Konkurrenz unter den Zeichnern auf allen Londoner Bürgersteigen groß. Die Polizei drückt bei diesen kleinen Kunstunternehmen, die überall einen Haufen Gaffer um sich sammeln, beide Augen zu.

Wenn es regnet, sind natürlich nicht viele Geschäfte zu machen; der nasse Asphalt der Trottoire ist für Bildzwecke unbrauchbar. Unsere Künstler etablieren sich dann in Torwegen oder Hausfluren und malen ihre Zeichnungen auf große schwarze Tafeln, die beinahe den Zugang zu den Häusern versperren. Im Studentenviertel gibt einer dieser Asphaltmaler tagtäglich eine humoristisch-satirische Zeitung heraus. Er zieht die Ereignisse des englischen öffentlichen Lebens ins Lächerliche oder illustriert kleine schottische Geschichten, die jedermann kennt.

Ein anderer Arbeitsloser hat sich etwas noch Besseres ausgedacht: er zeichnet auf das Pflaster eine riesige farbige Pfundsterling-Note von täuschender Naturtreue und setzt darunter — Christi Wort parodierend — die Inschrift: „Lasset die Pfunde Sterling zu mir kommen!“ Dieser Künstler hat, wie es scheint, den größten Zulauf von allen; man behauptet sogar, daß Passanten ihm voller Erstaunen über seine fabelhafte Imitierkunst tatsächlich ab und zu Banknoten geben.

Diese neue Kunst hat sich im Londoner Straßenleben derart eingebürgert, daß die Presse sich die Sache zunutze zu machen sucht. So reproduziert eine bekannte englische illustrierte Zeitung von Zeit zu Zeit die besten Zeichnungen der Asphaltkünstler und honoriert sie dafür.

Bei manchen Bettlern Londons werden die Pflasterzeichnungen zu Anklagen gegen das Gesellschaftssystem, als dessen Opfer sie sich fühlen. Einer von ihnen zeichnete zum Beispiel eines Tages das Bildnis von Maurice Chevalier, der gerade in London gastierte, und daneben sein eigenes Bild. Darunter stand zu lesen: „Maurice Chevalier verdient 4000 Pfund Sterling die Woche, und ich, der ich meine Gesundheit für das Vaterland geopfert habe, verdiene noch nicht vier Pence die Stunde!“

Ein anderer, der ein Bild des Elends und der Arbeitslosigkeit aufs Trottoir zeichnete, schrieb dazu: „Betteln ist kein Vergnügen! Ein Regenguß — und alle meine Zeichnungen sind zerstört!“

Der unruhigste Geist unter diesen arbeitslosen Asphaltkünstlern ist ein einstiger Gefängnisinsasse, der jeden Tag Bilder aus seinem eigenen Gefängnisleben reproduziert. Aus dem Munde eines Gefangenen im Strafzinsangung kommen die Worte: „Glaubst du, Jimmie, daß ich Arbeit finden werde, wenn ich nächste Woche aus dem Gefängnis komme?“ „Was bildest du dir ein!“ antwortet ihm ein anderer, „bei zwei und einer halben Million Arbeitsloser werden sie nicht gerade auf uns warten! Gott sei Dank, daß wir hier sind! Hier haben wir wenigstens zu essen.“

Die Auswirkungen der Depression in Deutschland



Wie sich das Deutsche Volk einschränkt.

Aus dem Auslande, insbesondere aus Frankreich, hört man immer wieder in diesen Tagen der schwersten Not des deutschen Volkes, Deutschland möge sich selbst helfen, möge sich einschränken. Wie sehr sich das deutsche Volk eingeschränkt hat, das zeigen die auf dem Schaubilde gegebenen Zahlen über die Produktion und den Verbrauch. Als Vergleich sei darauf hingewiesen, daß z. B. in Frankreich die Produktion nur um 9 % zurückging, in England um 26 %, in USA. um 29 %, dagegen in Deutschland um 32 %. Diese Zahlen zeigen aber ganz deutlich, wie sehr durch die Not des deutschen Volkes die Weltwirtschaft überhaupt leidet.

Der deutschen Verbraucherin.

Aus „Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur“, Köln.

Unsere Zeitschrift hat nicht die Aufgabe, „Politik“ zu machen, sondern sie will Politik unterbauen, indem sie gesunde Lebenshaltung fördert. Doch kommen Augenblicke, wo nach den entwickelten Theorien und Vorschlägen des Kenners der einfache Mensch zum unmittelbaren Zugreifen drängt. Unerbittlich fordert die Not des Tages von uns Frauen, daß wir uns bis zum letzten darüber klar werden, was wir zur Verringerung der Not tun können und wie wir danach zu handeln haben. Zwei

Fragen stehen drohend vor uns auf: die Frage der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und die Umgestaltung des wirtschaftlichen Verbrauchs in der Richtung äußerster Einschränkung. Wir müssen helfen, daß in Deutschland wieder Kapital gebildet wird, und daß dieses Kapital dem eigenen Lande so viel wie irgend möglich erhalten bleibt. Auf die erste Frage gedenken wir demnächst einzugehen. Die zweite bringen wir heute unsern Lesern nahe. Wir bitten sie, sich das Gesagte zu eigen zu machen und in ihrem Kreise die Frauen dafür zu gewinnen. Wir bitten ferner alle deutschen Frauenvereine, die ausgesprochenen Gedanken weiterzuberbreiten, die Frauen aufzurufen, im eigenen Wirkungskreis die deutsche Not mit allen Mitteln zu bekämpfen.

Man hat uns gesagt, daß wir durch unsere Verpflichtungen gegenüber dem Auslande gebunden seien und keine Schritte unternehmen dürften zur Beschränkung der Einfuhr, von deren Höhe unsere wirtschaftliche Lage in bedeutendem Maße abhängt. England drückt schon seit Jahrzehnten auf die aus dem deutschen Ausland kommenden Waren den Stempel „Made in Germany“ und sucht dadurch die Einfuhr einzudämmen. Amerika schließt sein Land vor der Einwanderung und schneidet durch hohe Zölle die fremde Einfuhr ab. Uns Deutschen aber, die wir heute um das nackte Leben kämpfen müssen, uns soll nicht erlaubt sein, was die andern tun? Wer soll uns Frauen hindern, so zu handeln, wie äußerste Not unseres Volkes es uns gebietet?

Keinen unserer Volksgenossen steht heute noch ein Luxus im eigentlichen Sinne zu. Der Luxus aber wird zum Verbrechen, wenn das dafür angewandte Geld aus Deutschland hinausgetragen wird.

Es darf nicht sein, daß Millionen und aber Millionen für Lippenstifte, für Puder, Schminke, für Parfüme, für Krems und Seifen ins Ausland gehen.

Sündhaft ist auch der Luxus modischer Toiletten, die aus dem Auslande bezogen werden.

Ein Unrecht ist der Ankauf ausländischer Autos, deren Bedarf wir wahrlich genügend im eigenen Lande decken können.

Sündhaft ist in der heutigen Zeit schwerster Arbeitslosigkeit der übermäßige Verbrauch des Tabaks, der Genuß des Alkohols — erst recht, soweit es sich um ausländisches Erzeugnis handelt. Wir schädigen hiermit nicht nur unsere heute ohnehin mehr und mehr gefährdete Gesundheit, sondern wir verhindern dadurch ungezählte Käufe lebensnotwendiger Dinge, deren Verbrauch für die deutsche Volkswirtschaft Wertzuwachs bedeutet.

Unsere Pflichten liegen in allem diesen klar vor Augen. Beim Lebensmittelverbrauch jedoch gilt es im einzelnen zu unterscheiden, was uns beim Bezug ausländischer Waren heute erlaubt, was nicht erlaubt sein kann.

Es ist Unrecht, frische Gemüse vorzeitig aus dem Auslande zu beziehen. Bindende Richtschnur für unsern Verbrauch muß sein, das der Jahreszeit entsprechende und im Inlande erzeugte Gemüse zu kaufen — in dem Maße zu kaufen, daß nicht wieder, wie vielfach im Rheinlande geschehen konnte, große Mengen des zum Markt Gebrachten verderben müssen.

Wir dürfen kein ausländisches Obst mehr kaufen, sobald die eigne Erzeugung uns mit den für die Gesundheit erforderlichen Mengen an Obst versorgt. Wir müssen das unserm Lande und unserm Klima gemäße hei-

misches Roggenmehl unbedingt vor dem fremden Weizenmehl bevorzugen. Es bildet eine wesentliche Aufgabe der deutschen Hausfrauenvereine, die nach gesundheitlichen und geschmacklichen Gesichtspunkten vorteilhafteste Herstellung von Roggenbrot und Mischbrot allgemein durchzusetzen.

Wir dürfen keine ausländische Butter kaufen, denn wir haben genug im eigenen Lande.

Wir sollen keine ausländischen Eier beziehen. Reicht die eigene Erzeugung für den bisherigen Verbrauch nicht aus, so wird das unserer Gesundheit keineswegs schaden. Auch kann die heimische Eierzeugung bedeutend vermehrt werden.

Wir müssen die aus dem Ausland kommenden Fleisch- und Fischwaren ablehnen.

Wir brauchen keine ausländische Marmelade und vieles andere mehr, was nicht in Deutschland hergestellt wurde. Wir müssen heute auf Leckerbissen verzichten, die viele glauben nicht entbehren zu können. Wir müssen dies freiwillig tun, ehe äußerste Not uns unfreiwillig zur Entsagung zwingt.

Wir wissen alle, daß manche ausländischen Erzeugnisse die einheimischen überreffen, und daß unter den heutigen aller Folgerichtigkeit entbehrenden wirtschaftlichen Verhältnissen diese besseren ausländischen Erzeugnisse sogar teilweise billiger sind als die einheimischen. Aber gerade deshalb ist es selbstverständliche Pflicht aller deutschen Hausfrauen, in den Geschäften immer und immer wieder das deutsche Erzeugnis zu verlangen. Die gesteigerte Nachfrage wird automatisch die Verbilligung und Verbesserung der Ware nach sich ziehen. Als denkende Hausfrauen verschließen wir nicht die Augen davor, daß Herstellung, Konfervierung, Zufuhr und Verteilung der deutschen Erzeugung in vielem nicht an die im Ausland geübten Methoden herantreibt. Wir wären weiter, wenn wir mehr Kapital zur Verfügung hätten. Wir wären auch weiter, wenn nicht manche Erzeuger aus mangelnder Einsicht oder Schwerfälligkeit dem Fortschritt ein Hindernis böten. Wir wissen aber auch, daß gerade in jüngster Zeit Organisationen und Einzelpersonen in wachsendem Maße Wege zur Verbesserung der Methoden einschlagen. Es ist unsere Pflicht, diese Bemühungen durch ständige Nachfrage zu stärken.

Selbst bei diesem flüchtigen Gang durch das Reich der Hausfrau des wirtschaftlichen Verbrauchs dürfen wir eines nicht vergessen. Die Frage: Wo verbringen wir unsere Erholungszeit? Wohin gehen die vielen heute nicht mehr allzu zahlreichen Menschen, die sich noch eine Reise gönnen können? Wenn unser Gewissen und unsere Zuneigung uns nicht veranlassen, unsere deutschen Brüder und Schwestern im Ausland aufzusuchen, dann sind wir alle unbedingt verpflichtet, unsere Erholung im deutschen Vaterland zu suchen. Abgesehen von einzelnen Krankheitsfällen, haben wir in unserm schönen, nach allen Richtungen durch Mannigfaltigkeit gesegneten Deutschland alles, was unserer Gesundheit und unserer seelischen Er-

holung dienen kann.

Die Aufgaben der heutigen deutschen Hausfrau sind groß. Kein Gegenstand ihres Einkaufs darf heute mehr unüberlegt bleiben.

Keine deutsche Hausfrau darf heute stumpf und gleichgültig den Fragen des wirtschaftlichen Verbrauchs gegenüberstehen. Sie wird dabei erfahren, daß der Nutzen, den sie der Allgemeinheit zuführt, auch der Nutzen für sie und die ihrigen sein wird.

Das Leben wird sie darüber unterrichten, was sie als Staatsbürgerin ihrem Volk und ihrem Staat schuldet.

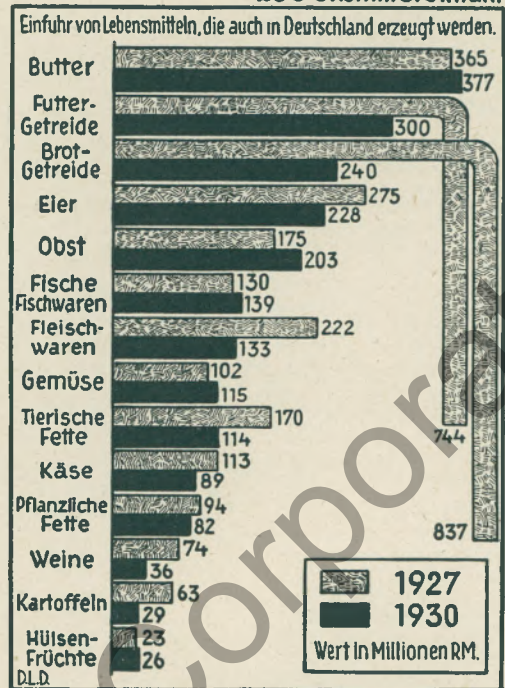
Es wird sich eine Gemeinsamkeit der Frauen bilden, die durch eine jenseits aller Richtungen liegende Belehrung sich vertiefen und auch auf anderen Gebieten unserer Volkswirtschaft und Volkskultur sich auswirken kann.

Es wird geschehen können, daß die gemeinsame Erkenntnis und das gemeinsame Vorgehen der Frauen schon binnen kurzem eine fühlbare Erleichterung bringen.

Werden wir Frauen uns diesen Forderungen versagen?

Werbestelle für Deutsche Frauenkultur, Köln.

Deutschlands entbehrliche Lebensmitteleinfuhr



Die Selbsterzeugung der Lebensmitteleinfuhr.

In Notzeiten, wie gegenwärtig, wird immer wieder darauf hingewiesen, daß Deutschland eine verhältnismäßig unangereiche und kostspielige Lebensmitteleinfuhr hat. Nun ist in letzter Zeit die Lebensmitteleinfuhr nach Deutschland ganz beträchtlich gesunken, und auf unserem Schaubilde ist gezeigt, wie sich die Einfuhr von Lebensmitteln, die bei entsprechender Einstellung der landwirtschaftlichen Produktion zu einem wesentlichen Teil im Inlande erzeugt werden können, im Notjahre 1930 gegenüber dem Jahre 1927 (gute Wirtschaftskonjunktur) verhielt. Man sieht, daß bei den veredelten landwirtschaftlichen Produkten der Rückgang noch nicht sehr bedeutend ist.

Lloyd's in London.

Aus „Fortune“, Newyork.

Beim Eingang zu Lloyd's in der Leadenhall-Strasse in London wird man von einem Bedienten in Scharlach und Gold empfangen. Besitzt man etwa einen Freund unter Lloyd's Mitgliedern, so wird er ihn auf Betlangen herausrufen. Aber man hüte sich davor, diesen in Scharlach und Gold Uniformierten etwa als Portier anzureden! Er ist seines Zeichens „Kellner“ und leitet diesen Titel aus den alten Tagen her, als Lloyd's noch ein Kaffeehaus war, wo die Kaufleute sich trafen, um Nachrichten auszutauschen und Seeversicherungen abzuschließen. Vor zwei und einem halben Jahrhundert hätte der „Kellner“ uns hier eine Portion Kaffee und als Letztüre dazu das neueste Nachrichtenblatt serviert.

Heute wird er uns mit unserem Freund, dem Versicherer, gestatten, den „Raum“, wo die Versicherungen abgeschlossen werden, zu betreten, sozusagen den Kaffeeraum, wo es heute keinen Kaffee, aber viele Tische und Bänke gibt, die Kirchenstühlen ähneln. Versicherungsmakler wandern von Tisch zu Tisch und bieten den Versicherern, die dort sitzen, Risiken an. Will ein Versicherer abschließen, so nimmt er einfach den Zettel des Maklers, schreibt die Summe, die er übernehmen will, darauf nieder und setzt seinen Namen oder seine Initialen darunter.

In der Mitte dieses belebten Raumes steht ein Pult, als Nachfolger einer Kanzel, die in früheren Zeiten Lloyd's Kaffeehaus zierte. Von dieser Kanzel aus wurden einst die Schiffe „nach der Kerze“ verauktioniert, das heißt: ein kleines Stück Kerze wurde angezündet, und in dem Augenblick, wo ihr Licht erlosch, wurde das Schiff zugeschlagen. Heute hängt eine Schiffsglocke — von der 1799 gesunkenen „Lutine“ — über dem Pult. Und wenn der helle Klang der Glocke der „Lutine“ durch den Raum schallt, dann verkündet der Käufer vom Pult aus, daß ein Schiff überfällig oder gesunken ist.

Noch ungewöhnlicher, auf die Überlieferung vieler Jahrhunderte begründet ist die Art und Weise, in der die Geschäfte sich abwickeln. Mitglieder von Lloyd's können keine Versicherungsgesellschaften, sondern nur Einzelpersonen werden: Männer, die persönlich gegen eine Prämie Versicherungen übernehmen, und die, wenn ein Verlust eintritt, gegebenenfalls mit dem letzten Penny ihres Vermögens dafür einstehen. Wird der betreffende Versicherer, der die Police unterschrieb, zahlungsunfähig, so steht dem Versicherten keinerlei gesetzlicher Anspruch gegen die anderen Mitglieder von Lloyd's zu, aber er ist durch Garantiepolicen, durch die die Mitglieder sich gegenseitig versichern, geschützt.

Zu Anfang des Jahres hatte Lloyd's 1423 Mitglieder, die in ungefähr 140 Syndikaten zusammengeschlossen waren. Ein Syndikat wird gegründet, wenn jemand — in vielen Fällen ein mit Lloyd's in Verbindung stehender Versicherungsmakler — gern „Agent“, das heißt Leiter eines Syndikats, sein möchte. Er tritt dann an eine Reihe vermögender Freunde heran und veranlaßt sie, sich zu beteiligen. In der Regel wird von dem um Aufnahme als Mitglied Bittenden der Nachweis eines Vermögens von mindestens hunderttausend Pfund Sterling verlangt. Nach seiner Wahl zum Mitglied leistet der Neueingetretene eine Einlage von mindestens 10000 Pfund.

Diese Mitglieder sind Versicherer, aber die Geschäfte werden nicht durch sie, sondern nur in ihrem Namen abgeschlossen. Daher die Bezeichnung „Namen“ in Lloyd's Versicherungen. Der Agent, der die Versicherer im Syndikat zusammenschloß, stellt jemanden an, der bei Lloyd's

im „Raum“ sitzt und faktisch die Versicherungen abschließt, für die das Syndikat bürgt. Praktisch muß derjenige, der bei Lloyd's versichern möchte, einen Makler auffuchen. Der Makler bietet den Schein, auf dem das Versicherungsobjekt angegeben ist, den Versicherern im „Raum“ an, und jeder von ihnen verzeichnet darauf die Summe, die er im Namen seines Syndikats übernimmt. Wenn die gewünschte Versicherungssumme voll gezeichnet ist, stellt Lloyd's Policenunterfertigungsbüro den Versicherungsschein aus, der die Unterschriften der „Namen“ der verschiedenen Syndikate trägt.

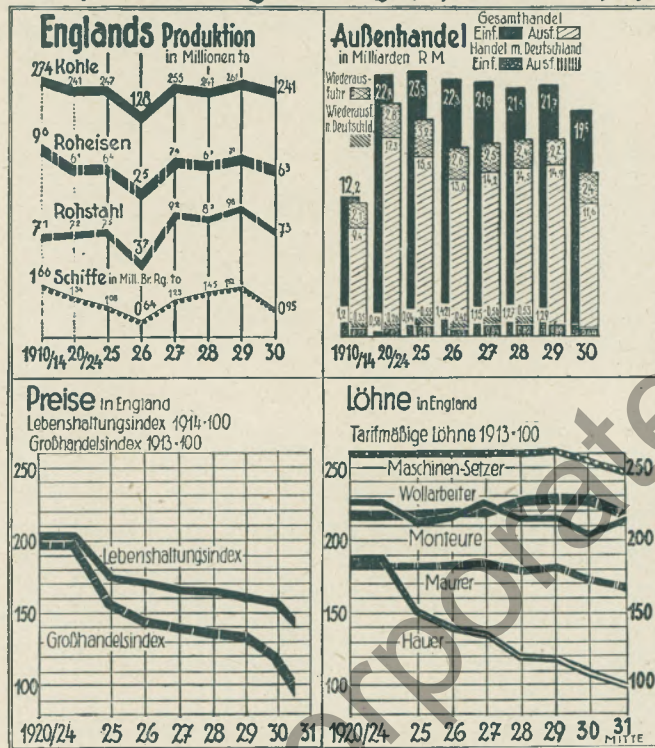
Nur ein vermögender Mann kann ein „Name“ bei Lloyd's werden. Von Anfang an werden ihm die Zinsen auf seine ursprüngliche Einlage und sein Gewinnsaldo aus Versicherungen gutgeschrieben, jedoch erhält er während der ersten drei Jahre keinen Penny seines Guthabens ausgezahlt. Er muß Einkommensteuer von seinen Gewinnen bezahlen, aber er kann diese Gewinne nicht einkassieren. Vom vierten Jahr an kann er seine Gewinne abheben. Sie betragen gewöhnlich 500 bis 2000 Pfund Sterling pro Jahr. Ihre Höhe hängt von der Geschicklichkeit des tätigen Versicherers in der Auswahl günstiger Risiken ab. Die Einnahmen des letzteren steigen prozentual mit denjenigen seines Syndikats. Seine Prozente können sich auf 2000 Pfund Sterling und mehr pro Jahr belaufen. Es gibt nicht wenige unter ihnen, die es bis auf 10000 Pfund jährlich bringen.

Lloyd's als Körperschaft hat mit diesem Versicherungshandel nichts zu tun. Ihre Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß nur vollkommen einwandfreie „Untertanen Seiner Majestät“ als Mitglieder aufgenommen werden, sowie über die deponierten Gelder und ordnungsgemäße Rechnungsablegung zu wachen. Erwähnung verdient Lloyd's Seeversicherungspolice, aus deren von altersher überliefertem Wortlaut die ganze Romantik vergangener Zeiten spricht. Er trägt an ihrem Kopf das geheimnisvolle Zeichen „S. G.“, dessen Bedeutung seit Jahren niemand mehr kennt. Aber es gehört eben zum alten Brauch und wird deshalb beibehalten. Die Police versichert gegen „Abenteuer und Gefahren der See, Kriegsschiffe, Feuer, Feinde, Piraten, Räuber, Ueberbordwerfen von Gütern, Raperbriefe, Haft und Beschlagnahme durch Könige, Fürsten oder Völker welchen Landes, welcher Art und Weise auch immer, Baratterie des Kapitäns oder der Besatzung und alle sonstigen Gefahren, Verluste und Mißgeschicke...“, lauter Risiken, die in ihrer Mehrzahl tatsächlich gar nicht übernommen, vielmehr an anderer Stelle der Police ausdrücklich abgelehnt werden. Aber keiner dieser Widersprüche wird jemals ausgestrichen, und es bleiben zahlreiche freie Stellen, die niemals ausgefüllt werden. Auf oder an dieses seltsame Dokument wird eine Reihe von Klauseln geschrieben, gedruckt, geklebt und geheftet, die — häufig in

direktem Widerspruch zum Wortlaut der Police — die tatsächlichen Versicherungsbedingungen enthalten. Eine Autorität auf diesem Gebiet hat einmal erklärt, daß, wenn heute eine solche Police aufgesetzt würde, man sie nur als „das Werk eines Irrensinns mit humoristischer Über“ erklären könne. Aber Lloyd's ändert sie nicht ab, zum Teil deshalb nicht, weil Lloyd's sich nicht ändert, und zum Teil, weil jede Veränderung des Wortlauts alle die richterlichen Entscheidungen hinfällig machen würde, die im Laufe der Zeit mit Bezug auf das alte Dokument gefällt worden sind.

Kein Unheil hat im Laufe der letzten Jahrhunderte die Welt betroffen, das nicht fühlbare Folgen für Lloyd's Versicherer mit sich brachte. In Kriegzeiten sind die Verluste hoch, aber die Prämien noch höher. Die schlimmste Lage für die Versicherer ist eine Krise, wie wir sie heute haben: wenn Tausende von Schiffen aufgelegt sind, wenn sie keine versicherungsfähigen Frachten transportieren und deshalb der Prämieingang minimal ist.

Die Entwicklung der englischen Wirtschaft

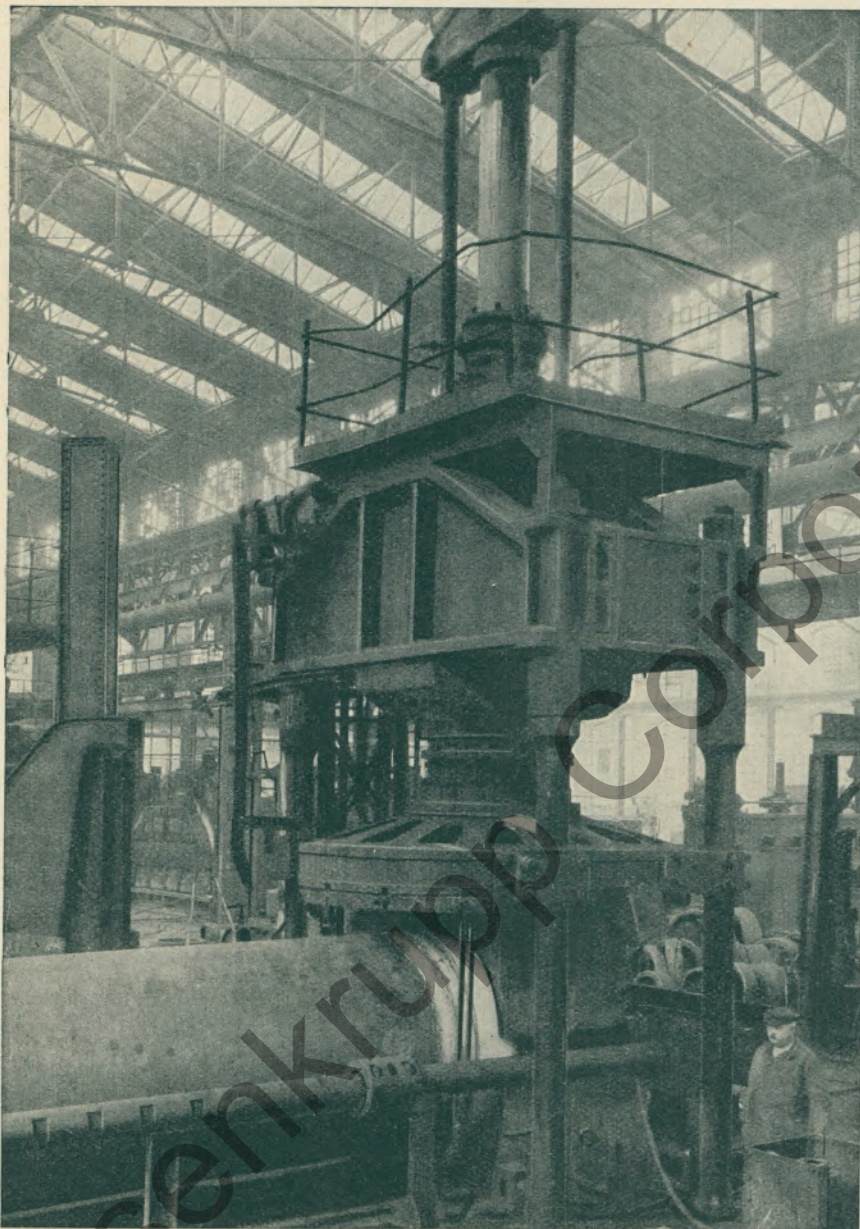


Die Entwicklung der englischen Wirtschaft.

Die Krise des englischen Pfundes entstand nicht nur aus währungspolitischen, sondern auch aus rein wirtschaftlichen Gründen. Die englische Wirtschaft war ganz darauf abgestellt, die Rohstoffe seiner Kolonialländer zu Gebrauchsartikeln zu verarbeiten und diese wieder an diese Rohstoffländer zu liefern. Während des Krieges gab man nun den Rohstoffländern selbst Kapital, damit diese Fabriken errichteten, um Kriegsmaterial herzustellen. In der Nachkriegszeit wurden diese Fabriken auf den Friedensbedarf umgestellt, und man war in allen Rohstoffländern bestrebt, selbst Fertigwaren auf den Weltmarkt zu liefern. Dadurch verlor England immer mehr Kunden. Die Folge davon war, daß in England auch der Anreiz zur Rationalisierung fehlte und so die englische Wirtschaft gegenüber der modernen französischen und amerikanischen Industrie und auch der unter dem Druck der Reparationen arbeitenden deutschen Industrie vielfach nicht konkurrenzfähig war. So ging neben der Ausfuhr in der Nachkriegszeit die Produktion zurück, die Zahl der Arbeitslosen wuchs. Daneben wurde der in der englischen Volkswirtschaft sehr bedeutende Handel durch den Sturz der Rohstoffpreise in eine sehr schwierige Lage gebracht. Da so die Kapazität der englischen Wirtschaft geringer wurde und sich das Auslandsgeschäft vor allem immer mehr verkleinerte, so mußte ein Abbau der Geldverbindungen im Ausland erfolgen, der zu den Schwierigkeiten am englischen Finanzmarkt führte, verschärft in den letzten Monaten durch die Panik auf dem internationalen Geldmarkt.

Fortschritte der Technik

Hochsicherheitstesseltrommeln als Schrittmacher der Hochdruckdampftechnik. — Stahllamellenhäuser als Schrittmacher der Kleinsiedlungen. — Ein zwölfstöckiges Fernsprechanstalt wird „verschoben“, der Fernsprechtbetrieb geht ohne Unterbrechung weiter. — Schrauben, Flügel oder Düsen als wirtschaftlicher Schiffsantrieb? — Erdölsfunde im Ralibergwerk.



Zusammenbau des Trommelsendes einer Hochsicherheitstrommel unter der hydraulischen Presse.

Das Stahl- und Walzwerk Thyssen (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft) konnte kürzlich auf die Herstellung der tausendsten Hochsicherheitstrommel zurückblicken.

Wenn in den letzten Jahren die Hochdruckdampftechnik so erhebliche Fortschritte machen konnte, so ist das zu einem guten Teil darauf zurückzuführen, daß es der Stahlindustrie möglich war, für alle Anforderungen Werkstoffe und geeignete Herstellungsverfahren für den Kesselbau zur Verfügung zu stellen. Welchen Anteil die Vereinigten Stahlwerke an dieser Entwicklung haben, wurde kürzlich in weiteren Kreisen bekannt durch die Tatsache, daß die tausendste Hochsicherheitstesseltrommel zur Ablieferung kommen konnte. Noch wichtiger als diese zufällige Zahl ist aber die Tatsache, daß bei keiner einzigen dieser Trommeln irgendwelche Beanstandungen vorgekommen sind. Gewiß ein Beweis für die Güte des Herstellungsverfahrens, bei dem eine Materialprüfung organisch eingegliedert ist. Die

aus dickwandigen Blechen durch Wassergas-Schweißung hergestellten Kesseltrommeln werden zunächst unter starken hydraulischen Pressen halbkugelförmig bis auf die Mannlochöffnung zugestaut. Diese Rohrtrommel wird dann einem Prüfdruck unterworfen, bei dem sich jede Fehlstelle im Blech und in der Schweißnaht bemerkbar machen würde. Man geht bei dem Druck bis über die Streckgrenze des zylindrischen Teiles der Trommel, also weit über das, was im späteren Kesselbetrieb jemals auftritt. Dann wird die ganze Trommel ausgeglüht, und auf diese Weise werden alle schädlichen Änderungen im Gefüge des Stahles beseitigt, die früher eine der Hauptursachen für das Auftreten von Kesselschäden waren. Nur bei geschweißten Trommeln ist dieses nachträgliche Glühen möglich, weil bei den genieteten Trommeln durch die Erwärmung die Nieten sich lockern würden und Undichtigkeiten die Folge wären.

Bisher gab es im Kesselbau drei Verfahren: der genietete Kessel als der älteste, der nahtlos geschweißte und der nahtlos geschmiedete für besonders hohe Beanspruchungen. Bei dem Stahl- und Walzwerk Thyssen der Vereinigten Stahlwerke hat man nun noch ein weiteres Herstellungsverfahren durch die Schaffung eines Radialwalzwerkes vorbereitet, das hoffentlich in absehbarer Zeit durch einen Wiederanstieg der Konjunktur auch zu wirtschaftlicher Bedeutung gelangen wird. Es würde gegenüber den Kosten der nahtlos geschmiedeten Kesseltrommeln eine nicht unerhebliche Verbilligung ermöglichen.

Infolge der veränderten Konjunkturverhältnisse ist in der letzten Zeit eine gewisse Rücksiedlung bzw. Kleinsiedlung viel erörtert worden. Was zu Hoffnungen auf die Durchführbarkeit und den Erfolg dieser Bestrebungen berechtigt, ist, daß die Ansätze dazu nicht von oben herab, sondern von unten herauf entwickelt worden sind. Es ist sehr gut möglich, daß für diese Bestrebungen die Stahllamellenhäuser, die noch vor zwei Jahren von Architekten und Kommunalpolitikern als zu primitiv abgelehnt worden sind, gute Dienste leisten werden. Die Stahllamellenhäuser sind mit kurzer Lieferzeit montagefertig zu liefern. Man wird die Montage unter Umständen sogar den Erwerbslosen selbst überlassen können, die beispielsweise, soweit sie schon ein Stück Land haben, auch den Bau der notwendigen Anschlüsse an die Wasserleitung selbst machen wollen. Das Stahllamellenhaus läßt sich auch leicht erweitern, weil es aus großflächigen genormten Einzelteilen besteht, und läßt sich wiederum auch leicht versetzen, nachdem es abmontiert worden ist. Allerdings gegen eine primitive Hütte, die sich ein Erwerbsloser aus alten Kisten zusammenzimmert, kann ein Stahlhäuschen natürlich nicht im Preise konkurrieren. Es wird viel davon abhängen, ob es gelingt, die Rücksiedlung in gesunde Bahnen zu lenken. Dann ergeben sich daraus zahllose neue Arbeitsmöglichkeiten, die durch ihre Summierung schließlich auch ins Gewicht fallen werden.

Ein anschauliches Beispiel für die Vorteile des Stahlskelettbaues, der dank der Propaganda der westdeutschen Eisenindustrie auch in Deutschland in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht hat, wurde von Amerika geliefert. Dort hat man ein zwölfstöckiges Hochhaus, in dem ein Fernsprechanstalt untergebracht war, auf einem untergelegten Stahlrost verschoben und sogar noch gedreht, ohne den Fernsprechtbetrieb zu unterbrechen. In die Kabelleitungen waren Zwischenstücke eingebaut worden, die die Aufrechterhaltung des Fernsprechtbetriebes ermöglichten. Das Gebäude selbst hat den Transport ohne irgendwelche Beeinträchtigungen überstanden. Nur einige unbedeutende Risse sind in den Wänden vorgekommen.

Der Voigt-Schneider-Antrieb, der an Stelle der Schiffschraube von oben ins Wasser tauchende Flügel verwendet, die an einer rotierenden Scheibe verstellbar befestigt sind, wird man in Kürze auch auf dem Niederrhein beobachten können. Auf dem Bodensee hat er sich gut bewährt bei

einigen neuen Fährschiffen der Reichsbahn; nunmehr ist auch ein in Rheine stationierter Schlepper damit ausgerüstet worden. Es ist bekannt, daß bei den Flußschleppern der Schraubenantrieb im Gegensatz zu den Seeschiffen nur einen sehr geringen Wirkungsgrad ergibt. Seit Jahren strebt man nach einem Antrieb, der günstiger als die Räder arbeitet, die man auf dem Rhein viel beobachten kann. Auf der Staatswerft in Minden baut man zur Zeit einen Schlepper mit einem bisher kaum bekannten Düsenantrieb. Vor Jahren hat allerdings schon einmal ein Erfinder auf Grund theoretischer Überlegungen und Analogien zu dem Bau der schnell schwimmenden Fische ein Boot gebaut, das vorn im Bug eine ventilatorartige Schraube als Antriebsorgan trug. Eingehende Versuche in der Schiffbauversuchsanstalt in Hamburg, die bekanntlich auch in der rheinisch-westfälischen Industrie viele Freunde und Förderer hat, und an verschiedenen Hochschullaboratorien haben Dipl.-Ing. Kort, Hannover, zu einer Konstruktion geführt, bei der die Schraube in der hinteren Hälfte des Schiffes in einem Tunnel liegt, der sich nach vorn gabelt. Durch die Seitenöffnungen saugt die Schraube nun die Bugwelle ab und gibt das Wasser als arial gerichteten Strahl durch den sich nach dem Heck zu erweiternden Düsenkanal ab. Die bisherigen Versuche mit kleineren Modellen ergaben gegenüber den normalen Schleppertypen ganz überraschend hohe Wirkungsgrade. Die Steigerung betrug 50 bis 100 % bei normaler Propellergeschwindigkeit, bei schnelllaufendem Propeller 20 bis 50 %! Vor allem würde durch den Düsenantrieb die Kanalsohle bzw. die Böschung unserer flachen Wasserstraßen sehr gespart.

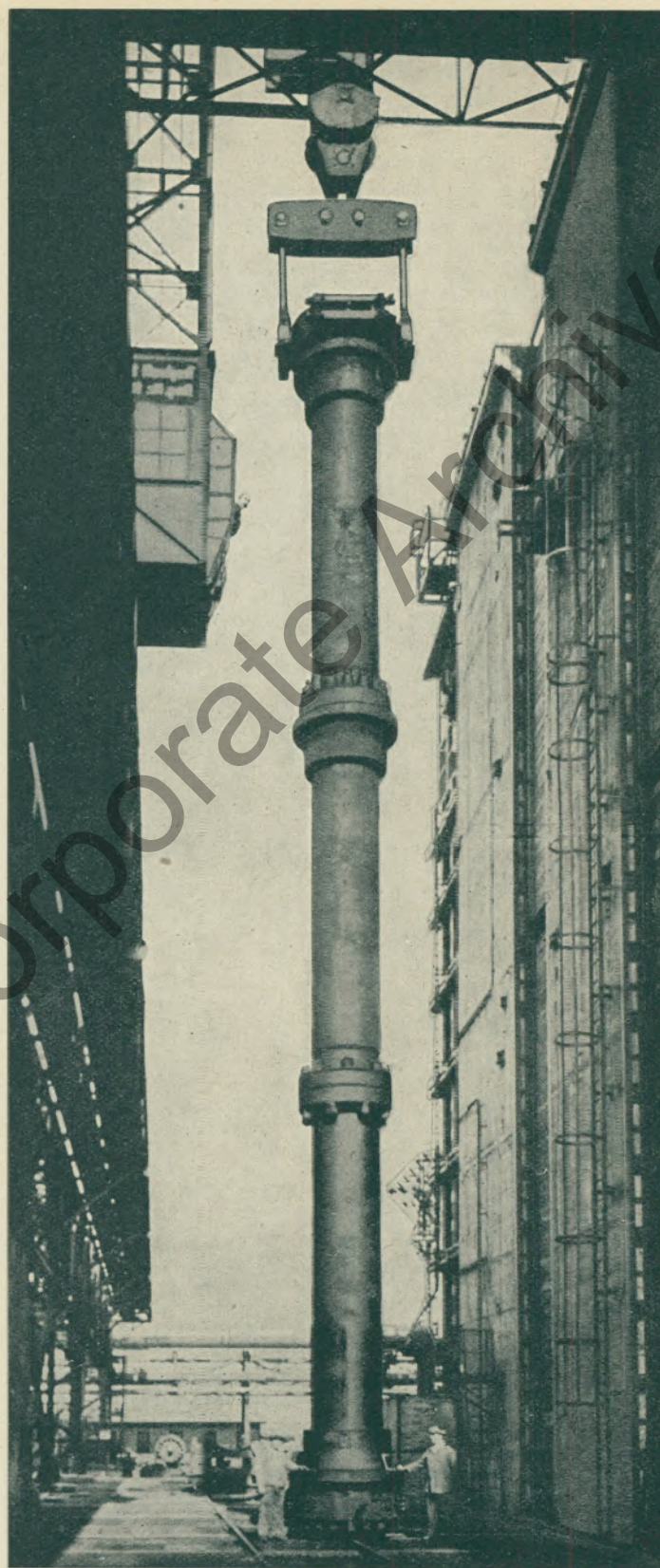
Über die Hoffnungen, die man an die in den letzten Jahren steigende Erdölproduktion knüpft, ist an dieser Stelle mehrfach hingewiesen worden. Alle Erwartungen aber übertrifft nun die Tatsache, daß der Burbachkonzern, einer unserer großen Kaliherzeuger, sich auf Grund der Ölfunde in dem Kalibergwerk Völkneroda innerhalb eines Jahres an die Spitze der deutschen Ölerzeuger setzen konnte. Das Vorkommen von Öl findet sich in diesem Falle unter dem Kalilager — ein bis jetzt einzig dastehender Fall —, und zwar in einer Tiefe von 50 bis 80 Meter unter der Sohle des Kalilagers, das mit 950 Meter allerdings eins der tiefsten ist. Zum Erbohren des Oles kann man bei diesen Verhältnissen mit ganz kleinen Bohrmaschinen auskommen, die man bisher schon im Kalibergbau verwendet hat. Das Niederbringen einer Bohrung dauert nur etwa drei Wochen, und da man natürlich mehrere Bohrungen zugleich ansetzen kann, hat man seit Anfang des Jahres, als man nach den vorbereitenden Versuchen an eine Erschließung des Öllagers heranging, bereits fünfzig stündige Bohrungen niedergebracht. Die monatliche Gewinnung belief sich im September auf rund 8000 Tonnen, eine Produktion, die leicht verdreifacht werden könnte. Alle Bohrungen stehen unter einem ziemlich hohen Gasdruck und müssen bei der Förderung erheblich gedrosselt werden, damit die Gasverluste nicht zu groß werden. Das Öl ist aus allen Bohrungen von gleicher Qualität, es hat einen Benzingehalt von 20 bis 24 % und kommt damit den besten amerikanischen Ölen aus Pennsylvanien gleich.

Entgegen den Befürchtungen, daß durch die Erdölgewinnung die Kaliförderung beeinträchtigt werden könnte, hat der Burbachkonzern ein Verfahren angewendet, wonach Öl und Gas überhaupt nicht in das Grubengebäude austreten, sondern stets in geschlossenen Behältern und Leitungen bleiben. In jedes Bohrloch wird zunächst ein Stahlrohr eingementiert, das auf 150 Atmosphären geprüft wird, damit man alle Ausbrüche von Öl oder Gas unterbinden kann. Mit diesem Rohr sind Abfluß- und Ventilköpfe verbunden, die es ermöglichen, die zu fördernden Mengen genau nach Wunsch zu regulieren. Gewisse Schwierigkeiten bereitete das Tanklager. Mit Rücksicht auf etwaige Schlagwetter darf jetzt in der Grube Völkneroda, in der man früher mit offenen Grubenlampen gearbeitet hat, nur noch elektrische Beleuchtung verwendet werden, und ebenso muß das Schweißen und Nieten unterbleiben, das durch Funkenbildung zu Explosionen Anlaß geben könnte. Deshalb mußten alle Tanks fertig in die Grube hinuntergebracht werden, so daß man an ziemlich enge Abmessungen gebunden war. In diesen miteinander in Verbindung stehenden Tanks wird an dem tiefsten Punkt der Grube das Öl zunächst gesammelt und von dort durch den Schacht einer Nachbargrube zutage gefördert.

Verarbeitet wird das Öl von der J. G. Farbenindustrie auf Leunabenzin, wobei nach Abdestillieren des natürlich vorhandenen Benzins die Hydrierung zur Anwendung kommt, womit man das Öl fast restlos in Benzin umwandeln kann. Welche Erwartungen man an das Ölvorkommen knüpft, geht auch daraus hervor, daß man den Gedanken einer direkten Leitung zum Leunawerk, das etwa 120 Kilometer entfernt liegt, erörtert. Auch für die erheblichen Gas Mengen, die durch Druckentlastung aus dem Öl frei werden, sucht man Absatzmöglichkeiten.

Es bereiten sich also nach verschiedenen Richtungen hin ganz neue Entwicklungen in Deutschland vor. Früher schon hat man in anderen Kaligruben wiederholte Öl- und Gas Spuren gefunden, und es besteht wohl gut begründete Aussicht, daß in Kürze schon von weiteren Ölfunden aus dem Kalibergbau berichtet werden kann. Bohrungen sind bereits auf einer ganzen Anzahl von Kaligruben in Betrieb. Jeder Tankwagen Öl aber, den wir in Deutschland fördern, dient der Verbesserung unserer Handelsbilanz und der Schaffung neuer Arbeitsmöglichkeiten. Kultor.

Rechts. Die Geburtsstätte des deutschen Benzins. Ein „Kontaktöfen“, in dem sich die Wasserstoffanlage zur Benzingewinnung bei 200 Atm. Druck und Temperatur über 400 Grad vollzieht, wird ausge-



wechselt. Rechts ein Teil der Hochdruckkammern, in denen die „Kontaktöfen“ im Leunawerk untergebracht sind. Die Männer neben dem Kontaktöfen geben eine Vorstellung von den Größenverhältnissen.

Leitet man im Laboratorium ein Gemisch von Benzolstoff und Wasserstoff durch eine erhitzte Glasröhre, in der sich fein verteiltes Nickel zur Beschleunigung der Reaktion befindet, so verbinden sich Benzol und Wasserstoff zu Kohlenwasserstoff. Man sagt, das Benzol wird „hydriert“. In ähnlicher Weise läßt sich Rohöl oder Kohle hydrieren. Nach diesem Prinzip arbeitet die Hydrieranlage der J. G. Farbenindustrie im Leunawerk, nur daß hier die Laboratoriumsglaskörpern zu riesigen Zylindern aus Sonderstahl geworden sind, die in haushohen Kammern stehen und einen Druck von 200 Atm. aushalten müssen, um die Verbindung zwischen Öl und Wasserstoff zu beschleunigen. Anfänglich wurde das Benzin hauptsächlich aus Rohölmanteln gewonnen, während jetzt durch den Aufschwung der hannoverschen Ölindustrie und die Kunde im mitteldeutschen Kaligebiet vorzugsweise das Rohöl als Rohstoff herangezogen wird.

Technische Gedenktage.

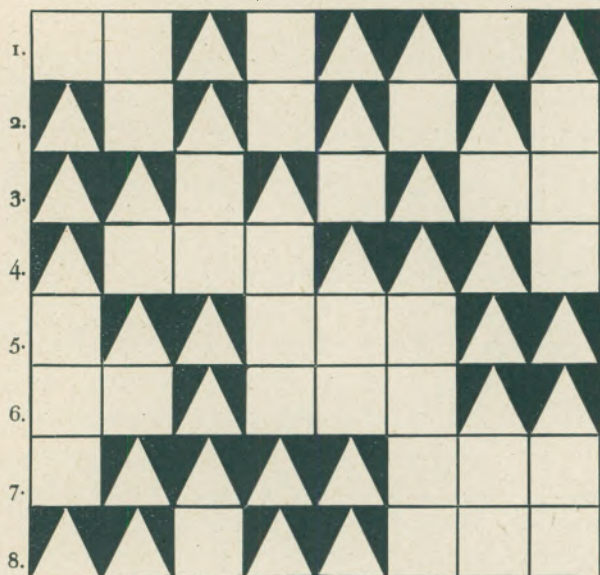
1. 10. 1855 erhielt Franz Uchatius das englische Patent Nr. 2189 auf ein Verfahren zur Stahlbereitung, das in dem Zusammenschmelzen von Roheisen mit oxydischem Eisenerz im Siegel bestand. Durch die Weltausstellung in Paris im Jahre 1855 wurde die Aufmerksamkeit auf diesen Stahl, den man Uchatiusstahl nannte, gelenkt, der in England, Frankreich und Schweden größere Beachtung fand als in Deutschland. Da das Verfahren nur erfolgreich ausgeführt werden konnte, wenn der Rohstoff, vor allem das Roheisen, von der besten Beschaffenheit war, konnte das Uchatiusche Verfahren nie für Massenerstellung in Betracht kommen, da die Gießungskosten zu hoch waren. Immerhin hat dieses Verfahren sich längere Zeit halten können, verschwand später jedoch gänzlich, nachdem die Verfahren von Henry Bessemer und Siemens-Martin die Stahldarstellung in großen Massen auf einfacherem Wege erlaubten.
1. 10. 1873 wurde vom Deutschen Reichstag der Eisenzoll ganz aufgehoben, nachdem er schon 1870 auf 5 RM. je Tonne herabgesetzt worden war. Diese Maßnahme, in Verbindung mit dem wirtschaftlichen Niedergang der siebziger Jahre, war für die deutsche Eisenindustrie eine schwere Schädigung. Das billige englische Eisen konnte ungehindert in Deutschland Eingang erhalten und zwang die deutschen Hüttenbesitzer, ihr Roheisen zu Preisen zu verkaufen, die verlustbringend waren. Erst als Bismarck im Jahre 1878 auf zahlreiche Klagen und Bitten der Eisenindustriellen eine Enquete zur Untersuchung der Lage der deutschen Eisenindustrie anordnete, wodurch deren Notlage offenbar wurde, wurde der Eisenzoll am 24. Juli 1879 wieder eingeführt, der dann einen großen Aufschwung der deutschen Eisenindustrie im Gefolge hatte.
6. 10. 1768 wurde in Rustein Josef Madersperger geboren, der sich vom Schneidergesellen zum Konstrukteur von Nähmaschinen entwickelte. Das Nähen, die mechanische Aneinanderreihung von einzelnen Stichen, brachte ihn auf den Gedanken, eine Maschine zu erfinden, die ihm diese Arbeit abnehmen sollte. 1814 brachte er die erste Maschine zustande, die aber noch viele Mängel aufwies. Er arbeitete aber ununterbrochen an der Vervollkommnung dieser Maschine, und im Jahre 1839 hatte er eine Maschine konstruiert, die zum erstenmal jene Stichbildung aufwies, wie sie auch die heutigen Maschinen noch zeigen. Madersperger ist der Erfinder des Prinzips der Fadenverschlingung und damit der Maschinennäht geworden. Einen materiellen Erfolg hat er von seinen Erfindungen nicht gehabt.
6. 10. 1856 wurde in Goslar Wilhelm Borchers geboren. Als Lehrer der Metallhüttenkunde und Elektrometallurgie an der Technischen Hochschule zu Aachen hat Borchers durch zahlreiche Forschungsarbeiten, die er selbst und im Verein mit seinen Schülern angefertigt hat, wertvolle Aufschlüsse über die wichtigsten metallurgischen Prozesse gegeben. Hier seien noch besonders seine Forschungen auf dem Gebiete der chemisch widerstandsfähigen und säurebeständigen Legierungen erwähnt. Neben seiner Forscher- und Lehrertätigkeit entwickelte Borchers noch eine umfassende literarische Tätigkeit. Aus der langen Reihe seiner Buchveröffentlichungen seien nur die vier Bände des groß angelegten Werkes „Der Metallhüttenbetrieb“ genannt, die in den Jahren 1915 bis 1924 erschienen.
7. 10. 1850 wurde in Neustrelitz Karl Busley geboren. Er wurde 1879 zum Lehrer der Maschinenkunde an die Marineakademie, Marineschule und Deckoffizierschule berufen und hat hier 17 Jahre lang eine glänzende Lehrtätigkeit ausgeübt. 1895 schied er aus dem Marinedienst aus und wurde Bevollmächtigter der Schiffbau-Werke mit dem Wohnsitz in Berlin. 1899 wurde auf Busleys Anregung nach dem Muster der Institution of Naval Architects die „Schiffbau-technische Gesellschaft“ gegründet, eine Vereinigung von Schiffbauern, Reedern usw., die sich die Förderung der deutschen Schiffbauinteressen zur Aufgabe gemacht hat. 28 Jahre war Busley erster Vorsitzender dieser Gesellschaft, die er bis zu seinem Tode mit großem Erfolg leitete. Man kann sich den Namen Busley aus der Entwicklung der Schiffstechnik in den letzten fünf Jahrzehnten nicht hinwegdenken. Auch der Kriegsmarine hat Busley oft und gern seinen Rat geliehen, gehörte er doch zu den Ratgebern des Admirals von Tirpitz. Auch auf dem Gebiete des Sports war Busley führend. In den Segel- und Motorbootverbänden war er emsig tätig und beteiligte sich auch vielfach an den Arbeiten des Berliner Vereins zur Förderung der Luftschifffahrt. Er verfügte über eine Gesundheit und Rüstigkeit, die
- man nur selten antrifft. In seinem 78. Lebensjahr trat er noch eine Reise um die Erde an, starb aber auf dieser Reise im Roten Meer.
9. 10. 1841. Todestag von Karl Friedrich Schinkel, der die klassische, insbesondere die griechische Architektur zu neuem Leben erweckte. Teils wandte er den griechischen Baustil ohne alle Modifikationen an, teils behandelte er die griechischen Formen in ihm eigener freier Weise. Am konsequentesten tritt Schinkels klassische Richtung in seinen Entwürfen für reine monumentale Zwecke hervor. Eine hervorragende Stelle unter diesen nehmen die Entwürfe für das (später von Rauch ausgeführte) Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin ein. Zu erwähnen ist hier auch das Denkmal an die Befreiungskriege auf dem Kreuzberg, das von der königlichen Eisengießerei in Berlin in Eisen gegossen wurde. Auch als Maler hat Schinkel sich einen Namen gemacht, und nicht zuletzt übte er einen entscheidenden Einfluß auf das Kunstgewerbe aus, da er zahlreiche Entwürfe für Teppiche, Möbel und sonstige Geräte aller Art angefertigt hat.
10. 10. 1832 wurde in Rüttich Gustav Pastor geboren. Sein Großonkel war John Cockerill, der bedeutende Schöpfer des Werkes in Seraing. 1877 wurde er als technischer Leiter in den Vorstand der Rheinischen Stahlwerke nach Meiderich berufen. In dieser Stellung hat sich Pastor insofern Verdienste erworben, als er zusammen mit dem Hörder Verein von Gilschrist Thomas die Lizenz für die Ausführung des Thomasverfahrens in Deutschland übernommen hat. Die Vorbereitungen für die Ausführung des Verfahrens wurden auf beiden Werken mit Eifer betrieben, so daß bereits fünf Monate nach der Unterzeichnung des Vertrages mit Thomas in Hörde und in Meiderich die erste Thomascharge in Deutschland erblasen werden konnte.
10. 10. 1870 wurde die Technische Hochschule in Aachen als Polytechnische Schule eröffnet. Die Aachener Hochschule hat besondere Bedeutung für das rheinisch-westfälische Industriegebiet und besonders für die Kohlen- und Eisenindustrie, da gerade diese Gebiete von namhaften Vertretern gelehrt werden, denen gut ausgestattete Forschungsinstitute zur Verfügung stehen. Daneben bestehen auch Lehrstühle für das Bauwesen. Wenn man die Reihe der akademischen Lehrer, die in Aachen gelehrt haben, in den verfloßenen sechs Jahrzehnten durchsieht, so sind es nicht die schlechtesten Namen, deren Träger ihre ganze Kraft in den Dienst dieser Hochschule stellten.
26. 10. 1849 wurde zu Daaden Paul Capito geboren. Als Ingenieur bei Peter Hartkort & Sohn in Wetter lernte er seinen späteren Leithaber Heinrich Klein kennen, mit dem er sich im Jahre 1876 zusamm tat, um ein Feinblechwalzwerk zu begründen, das sie in Benrath bei Düsseldorf erbauten. Capitos Bedeutung für die Feinblechindustrie liegt in seinen Verdiensten, die er sich erworben hat durch die Einführung der silizierten Bleche für Transformatoren. Die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser legierten Bleche geht wohl am besten aus der Tatsache hervor, daß in den ersten 20 Jahren ihrer Verwendung rund 50 Millionen RM. durch Verminderung der Wastverluste in Deutschland gespart werden konnten.
30. 10. 1885 starb in Pempelfort bei Düsseldorf William Thomas Mulbany. Irländer von Geburt, arbeitete er sich in seiner Heimat sehr schnell zum Kommissar der öffentlichen Arbeiten empor. Infolge politischer Verhältnisse nahm Mulbany jedoch seinen Abschied. Auf seinen Reisen durch Deutschland wurde er auf die Kohlenschätze des Ruhrgebietes aufmerksam. 1855 siedelte er nach Düsseldorf über und gründete die Gewerkschaft „Hibernia“ in Gelsenkirchen. Kurz danach begann er den Ausbau der Zeche Chamrock in Herne. 1865 bildete er die Preussische Bergwerks- und Hütten-Aktien-Gesellschaft, die neben einigen Zechen auch das Hüttenwerk Vulkan und bedeutende Erzgruben besaß. Durch die Finanzkrise der siebziger Jahre löste sich allerdings diese Gesellschaft wieder auf. Im Jahre 1871 gründete er mit Vertretern aller größeren Industrien Rheinlands und Westfalens den „Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen“. Auch ist Mulbany Mitbegründer der Nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller. Mulbany's Tätigkeit erstreckte sich vor allem auf Verkehrsfragen. Er kämpfte sowohl für einen billigen Eisenbahntarif als auch für den Ausbau der Wasserstraßen. Die rheinisch-westfälische Industrie verdankt Mulbany sehr viel.

Die Sucht, sich für ausländische Fabrikate begeistert zu zeigen selbst, wenn es auf Kosten der eigenen Nation geschieht, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich nur auf Deutschland erstreckt.

Bismarck.

Denksport

Rätselspiel. (Gefesslich geschütt.) Peickert.



Man bilde aus untenstehenden Silben in den waagerechten Reihen Wörter von nachstehender Bedeutung, ohne Rücksicht auf die bezeichneten Felder zu nehmen. Die Buchstaben in den unbezeichneten Feldern ergeben wieder selbständige Wörter.

1. Steinfucht. 2. Einlegearbeit. 3. Lehrstuhl. 4. Mädchenname.
5. Hirtenflöte. 6. Deutscher Opernkomponist. 7. Weib des Odysseus.
8. Ständchen.

Die Wörter in den unbezeichneten Feldern bedeuten:

1. Heiliger Stier der alten Ägypter. 2. Gesichtsteil. 3. Steinkohlenprodukt. 4. Gefangstuck. 5. Fisch. 6. Strom in Afrika. 7. Russischer Geistlicher. 8. Feldblume.

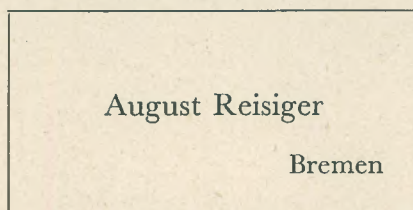
Die Diagonale von links oben nach rechts unten nennt ein Steppentier.

a - an - de - der - e - gold - in - ka - ko - korn - lo - ma - mei - na -
ne - ne - pe - pe - pri - re - ri - schal - se - se - si - tar - the.

Homonym.

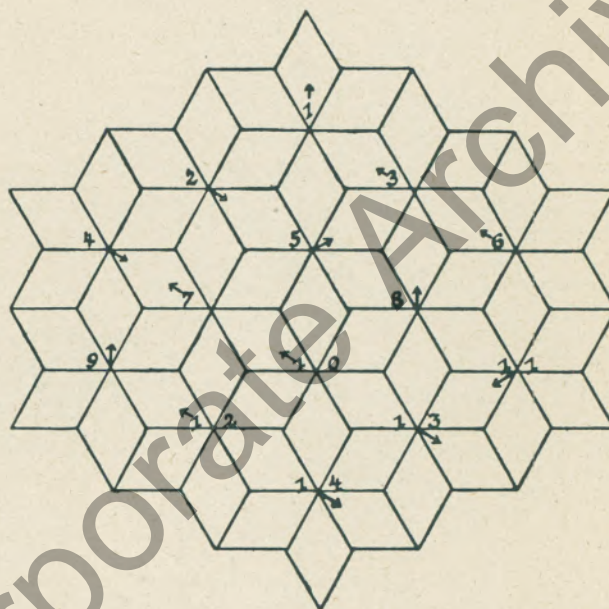
7. Im Sommer mancher schon zu einem kam.
Gewonnen hast du, wenn du alle nahmst.
Zur Geltung kommt er gut, wenn du ihn nahmst.

Visitenkartenrätsel.



Beruf des Herrn?

Sternworträtsel.



Die Wörter drehen sich in Uhrzeigerichtung um das Nummernfeld, aus welchem der Pfeil herauskommt. Die einzelnen Wörter bedeuten:

1. Gartenblume. 2. Europäische Hauptstadt. 3. Brasilianische Hafenstadt. 4. Redlicher Hausgeist. 5. Verständigungsmittel. 6. Berühmter zeitgenössischer Sänger. 7. Wohnraum. 8. Morgenland. 9. Berggipfel in den Alpen. 10. Stadt in Westfalen. 11. Oper von Wagner. 12. Begeleitwagen. 13. Kleines Raubtier. 14. Deutscher Dichter.

Lösungen aus dem Septemberheft.

Spruchworträtsel.

- a) Waagerecht: 1-3 Abel, 2-4 Eli, 3-5 Liga, 5-6 Adler, 7-8 See, 8-9 Eid, 9-10 Dieb, 10-12 Bar, 11-13 Ara, 14-15 Egel, 15-16 Los, 16-18 Cole, 17-19 Leib, 20-22 Neid, 21-23 Ida, 22-24 Datum, 24-25 Mine, 26-28 Liber, 27-29 Erker, 29-30 Rigi, 31-33 Esel, 32-34 Elbe, 34-36 Elba, 35-37 Baf, 38-40 Eta, 39-41 Lang, 41-43 Gin, 42-44 Inn, 44-45 Nerva, 46-48 Ire, 47-49 Rede, 48-50 Eden, 50-52 Nase, 51-53 Seal, 54-56 Lunte, 55-57 Leer, 57-58 Rio, 58-59 Orb, 60-61 Enns, 61-62 Sohn, 62-63 Nil, 63-64 Lee.

- b) Senkrecht: 1-14 Ase, 14-31 Ente, 26-38 Lee, 38-60 Eile, 6-25 Rabe, 25-37 Eis, 37-64 Salbe.

- c) Spruchtext: I, II und III, von oben nach unten: Begeisterung ist keine Heringsware.

Homonyme.

1. Lot. 2. Tafel.

Diamanträtsel.

1. w. 2. Lei. 3. Barde. 4. Klabund. 5. Blattlaus. 6. Indifferenz. 7. Falschmünzerei. 8. Werbe für das Werk. 9. Schleuderball. 10. Generator. 11. Staffurt. 12. Uhrwerk. 13. Blech. 14. Ire. 15. F.

Die Botanikertrommel

enthaltend die buntesten im veranschauligten Monat eingesammelten Spottwörter

„Wie geht es Ihnen?“
„Danke, wie auf der Flöte.“
„? ? ?“
„Ein Loch wird zugedeckt und das andere aufgemacht.“

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

„Herr Berg, wollen Sie nicht mit uns Skat spielen? Wir warten auf den Dritten.“
„Ich kann nicht, ich warte auf den Ersten.“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Der kleine Kurt, sechs Jahre alt, spielt im Garten.
Plötzlich entdeckt er einen Fgel.
„Mutti“, schreit er aufgeregt, „komm schnell, dein Kaktus läuft davon!“
(Münchener Illustrierte Presse.)

*

Der Angestellte bittet den Chef um drei Tage Urlaub, er wolle heiraten.
„Aber ich bitte Sie“, fährt der Chef auf, „ich weiß doch, daß Sie mich schon aus dem gleichen Grunde vergangenes Jahr um Urlaub baten!“

„Ja, aber diesmal ist's leider wirklich wahr, Herr Direktor.“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Arzt: „Ein Glück, daß Sie gekommen sind, es war die höchste Zeit.“
Patient: „Das kann ich verstehen, in der heutigen Zeit braucht jeder Geld.“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Arzt: „Haben Sie dem Herrn Schmiß schon gesagt, daß er Vater von Zwillingen ist?“
Fräulein (Stütze): „Na, Herr Doktor, ha es sich grad am raseere.“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Aus der Schule.

„Nenne mir ein Wort, das von ‚Lebensgefahr‘ abgeleitet ist!“
„Lebensgefährtin, Herr Lehrer!“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

Bettler: „Han Se nit en al Boß för mich?“

Hausherr: „Wenden Sie sich an meine Frau.“
Bettler: „Leeben Här, wie soll ich wal en 'nem Schlupf-höschchen uessin.“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

Stottern.
Kibitz, der Jung-verheiratete, soll Ferien haben. Aber Kibitz will nicht.
„Warum denn nicht?“
„Ferien glaubt mir in dieser Zeit doch kein Mensch. Die denken doch, ich sei abgebaut worden. Und da holen sie mir die Möbel wieder ab!“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

„Sie scheinen ja ein ganz brutaler Mensch zu sein, Ihre Frau so zuzurichten!“ sagte der Richter.
„Ich hätte große Lust, Sie für ein paar Wochen einzusperrn!“

(Die Woche.)

*

„Das da drüben“, sagte der zukünftige Sherlock Holmes, „ist ein einsamer Mann. Er hat weder Frau noch Geliebte — weder Bruder noch Schwester. Er hat keine Kinder, die ihn Onkel nennen, nicht einmal das Kind seiner Wirtin begrüßt ihn lachend, wenn er heimkommt.“

„Ja, woher weißt du das alles?“

„Ganz einfach: er hat eine Schachtel Zigaretten aufgemacht und das Reklamebild weggeworfen.“

(Berliner Illustrierte Zeitung.)



Das Sumpfhuhn.

Federzeichnung von R. v. Hoerschelmann.

Das Gedicht „Terzinen von der Weltensfahrt“ entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Dichters dem Band „Selige Reise. Ein Terzinenkreis durch Raum und Zeit.“ Verlag Grethlein & Co., Leipzig.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 7 RM., Einzelheft 70 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 5 RM., Einzelheft 45 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. —

Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.